

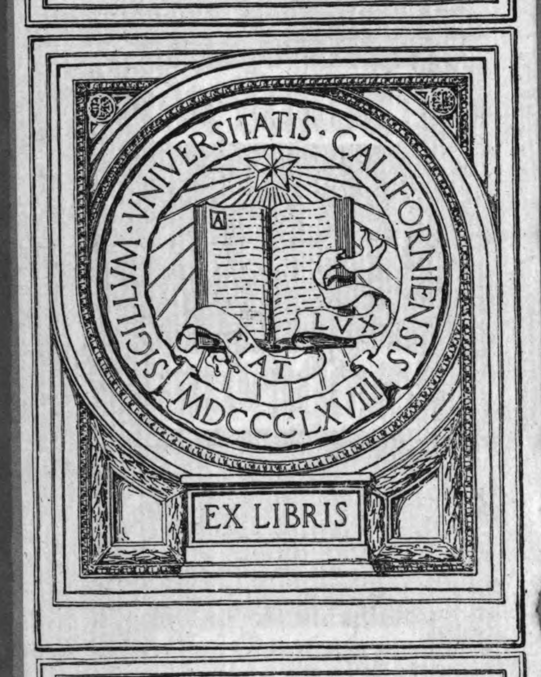
JOSEF NADLER

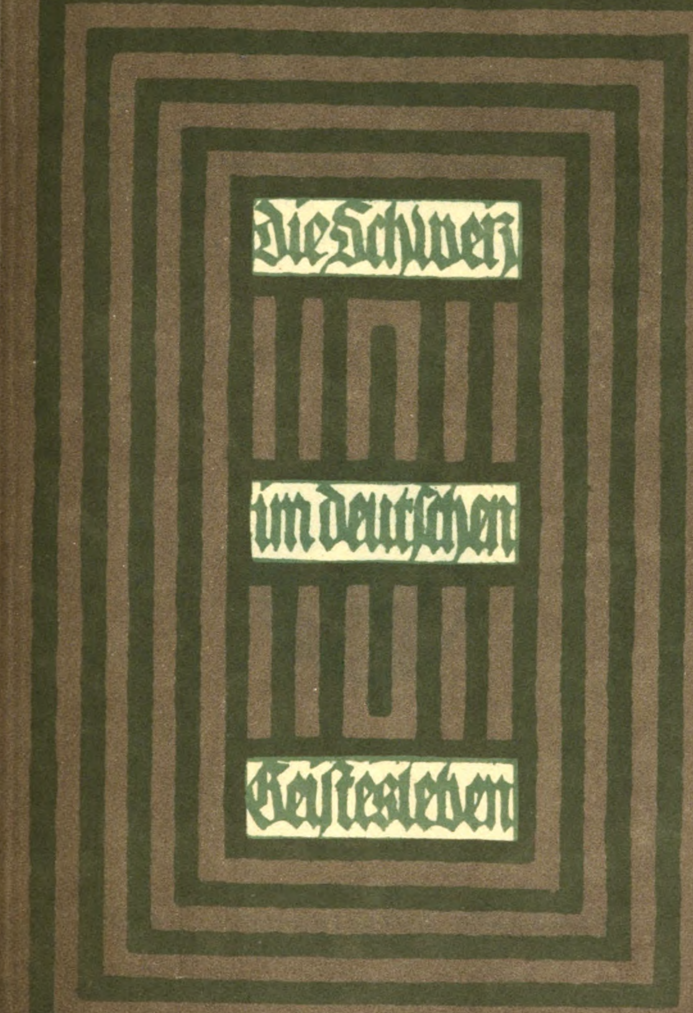
Der geistige Aufbau der deutschen Schweiz

(1798—1848)



Leipzig
H. Haessel · Verlag


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


Die Schweiz
im deutschen
Geistesleben



Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung von Darstellungen und Texten, herausgegeben von

Harry Mayne (Bern)

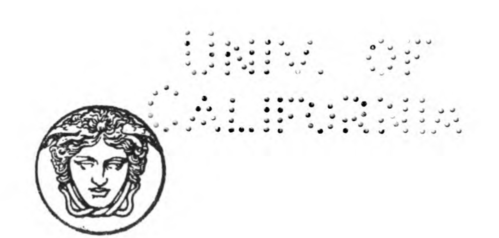


Neunundzwanzigstes Bändchen

JOSEF NADLER

Der geistige Aufbau der deutschen Schweiz

(1798—1848)

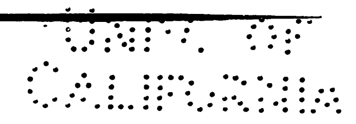


H. HAESSEL VERLAG
LEIPZIG 1924



Satz und Druck bei C. Schulze & Co., G. m. b. H.,
Gräfenhainichen
Printed in Germany

Inhalt.



I. Räume der stärksten Spannung.

Der Abstand zwischen dem, was geschehen war und dem was geschehen wollte, war am größten in den Waldstätten und in Graubünden. Dort wurde er mehr von der religiösen, hier mehr von der gesellschaftlichen Seite sichtbar. Diese Spannung entlud sich in allen Bereichen des öffentlichen Daseins unter schweren Schlägen. Nur im Schrifttum wurde sie durch gelassenen Ausgleich überwunden. Ja gerade dort, wo die Spannung am stärksten war, in Luzern, glitt die Entwicklung in den mannigfaltigsten und schönsten Übergängen von Stufe zu Stufe. Staatlicher Wille und geistige Bildung spielten gewissermaßen auf verschiedenen Ebenen, ein Gesetz, das dem gesamten Leben der Eidgenossenschaft in diesem Zeitraum des Umbaues auferlegt scheint. Freilich offenbart sich, was als innerer Widerspruch zwischen Seelenlage und Staatswillen erscheinen möchte, dem zusammenfassenden Überblick schließlich als Gesetz des inneren Gleichgewichtes, das die stürmische Außengebärde an dem gemessenen geistigen Ablauf beruhigte.

1. Solothurn und Luzern.

Der Geist, gegen den 1847 der Bund seine Waffen rüstete, war bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts in den verschwisterten Schulen zu Solothurn und Luzern verkörpert Und dieser Lebenskreis beider Städte befand sich seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in lebhafter Umbildung. Die Wendung ging von Solothurn aus und pflanzte sich in Luzern durch mannigfache Übergänge fort. Der Priester Franz Jakob Hermann, 1717—1786, Sohn eines Elsässer Vaters und im Solothurner Jesuitenhaus gebildet, suchte dem Andrang einer neuen Zeit die Herzen zu öffnen. Er gründete 1761 die Ökonomische Gesellschaft, in der sich die geistige Umstellung der Stadt vollzog, er gehörte zu den Mitgründern der Helvetischen Gesellschaft, er schuf 1763 die Solothurner Stadtbücherei und gab ihr als Grundstock seine eigene Sammlung, und indem er eine Theatergesellschaft erweckte, gab er dem Drama der Schweiz, nicht bloß den katholischen Orten, einen fortwirkenden neuen Antrieb. Auch mit seinen geschichtlichen Arbeiten, mit dem Kreis von jungen Leuten, die er um sich zu einem literarischen Kränzchen sammelte, mit dem „Solothurner Wochenblatt" empfing die eidgenössische Geschichtsforschung vor

Johannes Müller und unabhängig von ihm neue Anregungen. Aus dem Werke Hermanns spaltete sich die geistige Bewegung der katholischen Orte in einen Luzerner und einen Solothurner Ast.

Für seine Theatergesellschaft schrieb Hermann 1755 das bühnengerechte und sprachschöne Schauspiel „Das großmütige und befreite Solothurn". Und an diesem Stück bildete sich das neue deutsche Jesuitenspiel aus durch zwei Luzerner und in Luzern. Josef Ignaz Zimmermann, 1737—1797, von Schenkon am Sempacher See war in Bayern Jesuit und 1766 Lehrer an der Solothurner Jesuitenschule geworden. Als er drei Jahre später an das Kolleg nach München versetzt wurde, bildete er dort eine „Sittenakademie", junge untereinander durch Briefwechsel verbundene Leute, denen er zu brieflicher Abhandlung Aufgaben für einen Sittenroman stellte. Mit Hilfe von Gellerts freundschaftlichen Briefen arbeitete dann Zimmermann zu Solothurn das Ganze aus als „Briefe für Knaben von einer kleinen Sittenakademie" 1772. Und eben durch Hermanns „Befreites Solothurn" wurde Zimmermann in seiner ersten und zweiten Solothurner Lehrerzeit zu seinen Dramen angeregt. Mit einem „Telemach" 1768, einem „Isaak" 1769, einem „Britannicus" 1773 ging er in Stoff und Kunstweise die Wege des französischen Klassizismus, aber es waren Wege, die zum deutschen vaterländischen Schauspiel der Eidgenossenschaft führten. Schon in Solothurn und mit dem jüngeren Ordensbruder Franz Regis Krauer, 1739—1806, einem Luzerner, zusammenarbeitend begann Zimmermann deutsche Dichtung und Prosa wie Schweizergeschichte

dem Lehrplan einzufügen. Um die Zeit, da der Jesuitenorden aufgehoben wurde, kamen beide Freunde an die unter andern Namen fortgeführte Luzerner Schule. Schon im Sommer 1771 hatte der Luzerner Rat verfügt, daß an dieser Schule deutsche Sprache und Literatur gepflegt werde, daß man jährlich einmal ein deutsches Stück spiele, daß für den vaterländischen Geschichtsunterricht ein Lehrbuch angelegt werde. Und es waren Vorschläge der Jesuiten, die der Rat damit annahm. In diese Zeit 1773 fällt Zimmermanns Lehrschrift, „Von der dramatischen Dichtkunst". Das ist nun der geistige und örtliche Bereich, in dem sich der volle Übergang der absterbenden barocken Theaterkunst zum deutschen schweizergeschichtlichen Schauspiel vollzog. Zimmermanns „Wilhelm Tell" 1777 arbeitet mit der französischen Kunstweise und spart die ganze Handlung zu sieben Personen auf. „Petermann von Gundoldingen" 1779 formte das mächtigste geschichtliche Erlebnis Luzerns. Der Dreihundertjahrfeier des Stanser Tages waren die drei Aufzüge „Nikolaus von Flüe" 1781 gewidmet. Gegenüber dem Lehrmeister und Redner Zimmermann war Krauer der begabtere Schöpfer, der geschicktere Bändiger einer Bühnenhandlung, und seine Stücke waren in der Anlage wahrhaft Würfe, „Berchtold, Herzog von Zähringen" 1778 und „Die Grafen von Toggenburg" 1784, Tragödien des herrischen Weibes, das jenseits von Gut und Böse steht; „Kaiser Albrechts Tod" 1780, wo sich der patriarchalische Familiengedanke und der moderne Staatswille tödlich verfeinden; „Die Mordnacht zu Luzern" 1787, in der Stände und politische Lebensmächte die Zeit zu tragischem

Umschwung treiben und schließlich in der neuen Staatsform versöhnt werden; vier Stücke überdies, zyklisch gerundet um das Urereignis der Eidgenossenschaft. Und aus diesem Bereiche schlug Krauer zwei kräftige Brücken nach rückwärs und vorwärts. „Julia Alpinula“ 1792, das männliche Helvetiermädchen, bedeutet mehr als bloß die gerettete Ehre eines tragisch zerbrochenen Volkes. „Ein helvetisches Nationaltrauerspiel“ nannte es der Dichter nach dem Wortgebrauch einer Seelenlage, die an der alamannischen Urgeschichte vorbei das keltische, zu römischer Kultur gepreßte Vorvolk des Landes zum Sinnbild und Namenspender einer neuen Gemeinsamkeit erhob. Krauers „Julia Alpinula“ vermittelt gedanklich und gestaltlich zwischen den Gedankenräumen und Vorstellungskreisen dort der helvetischen Gesellschaft und hier der helvetischen Republik, indes sein „Oberst Pfyffer“ 1783 noch die Schweizer Söldner und ihren Führer Ludwig Pfyffer als Retter des französischen Königtums gefeiert hatte.

Was war mit diesen Bühnenspielen der zwei Luzerner geschehen, die im leichten Anhauch alamannischer Mundart und an Zeit wie Umwelt gemessen mit rühmlichem Kunstverstande die geschlossene Einheit eines Stiles ausprägten? Einmal waren in ihnen aus der zweihundertjährigen Bühnenerfahrung des Barock die ersten modernen theatergemäßen Spielbücher unter einem Volke erschienen, das der deutschen Spielkunst seit langem entwöhnt war und bis zu neuer Gewöhnung noch einen tüchtigen Weg vor sich hatte. Und dann hatten sie, vor Johannes Müller, der Jugend um den Vierwaldstätter See die große eidgenössische Geschichte

lebendig und spielmäßig erweckt. Und es war ein schöner Eifer um Wissen und Bildung, dem diese Stücke entsprangen. Im Sinn der jesuitischen Schulzucht für das klassische Altertum begeistert sammelte Krauer die Begabtesten seiner Zuhörer zu einem Kränzchen und leitete sie zu ergiebiger Lesung der Alten an. Ja er vermittelte seinen Schülern die Kenntnis der neuen deutschen Literatur. Er gab 1783 die erste Übersetzung der „Aeneis" im Versmaß der Urschrift. Und da seine antik gemeißelten Oden in Zimmermanns „freundschaftliche Musen" 1773 den Stil der Wiener Jesuiten Denis und Mastalier tragen: die neue deutsche Literatur dieses eidgenössischen Bereiches lebte über Österreich dem gemeindeutschen Zusammenhange nach.

Der Bewegung dieser beiden Luzerner Schulmänner begegnete eine zweite aus gegensätzlicher Richtung. Drei Luzerner Geistliche beschritten auch da dem eidgenössischen Schrifttum voran neue Wege. Der Ballwiler Joseph Ineichen, 1745–1818, zuletzt Chorherr zu Beromünster, vermittelte durch sein mundartliches Drama aus den Übergängen des spätbarocken Jesuitendramas zur neuen Zeit, doch eben im Gegensatz zu Zimmermann und Krauer mit parodistischen Umbildungen. Es war die Art des schwäbischen Pfarrers Sebastian Sailer, dem Ineichen zumal mit seiner launigen Parodie „Das Paradies" 1809 folgte. Entscheidend wurde sein Schritt zum mundartlichen Liede. Das älteste seiner Zeitgedichte stammt von 1785. Literarischen Vorbildern etwa für dies Unternehmen Ineichens nachzugehen ist ziemlich müßig. In seiner

Umwelt war die Mundart das Naturgegebene und bot sich dem Verlangen zu singen selber dar. Derbheit und Witz wie jene Selbstironie, die jederzeit von fröhlichen Lachern umdrängt wird, sicherten ihm, wenn er seinen Bauern mit heiterernsten Gelegenheitsdichtungen aufwartete, sein eigener Sänger und Rhapsode wie Sebastian Sailer, Zulauf und Ansehen. Es war eine Kunst vom Mund zum Ohr. Gesammelt sind seine Gedichte niemals worden, und nur wenige hat man bei seinen Lebzeiten und sicherlich ohne sein Zutun gedruckt. Erst 1859 fanden sie einen Sammler. Dagegen gab der Dekan des Hochdorfer Kapitels Jost Bernhard Häfliger, 1759—1837, aus Beromünster, Ineichens Freund und Mitsänger, bereits 1801 eine geschlossene Sammlung „Lieder im helvetischen Volkston". Und zur selben Zeit, da die Mundart sich von neuem zu Liedern fügte, fand sie ihren ersten gelehrten Liebhaber, der wie ein Ährenleser und Garbenbinder für die Scheuer sorgte. Das war der dritte Luzerner Geistliche Franz Josef Stalder, 1757—1833, Pfarrer des einsamen Escholzmatt im Entlebuch, zuletzt Chorherr in Beromünster. Der ließ nun, nach Abdruck einer Kostprobe in der „Iris" 1805, seit 1806 den „Versuch eines schweizerischen Idiotikon mit etymologischen Bemerkungen" erscheinen, zwei Bände, und gab 1819 „die Landessprachen der Schweiz oder schweizerische Dialektologie mit kritischen Sprachbemerkungen". Auch diese drei bilden eine geschlossene Gruppe gleichen Geistes und gleichen Stiles.

Nicht im künstlerisch geformten Schrifttum, auf religiösem Gebiete und im gelehrten Bücherwesen wirkte sich

hier der mächtige Zustrom deutscher Bildung aus. Unter den Luzerner Schülern Zimmermanns und Krauers hatten hier Heinrich von Wessenberg und dort Johann Michael Sailer ihre Anhänger und Verfechter. Der Luzerner Stadtpfarrer Thaddäus Müller, 1763 bis 1826, Mitglied des helvetischen Erziehungsrates 1799, war bestrebt, Kirchendienst und öffentlichen Unterricht umzubilden. Er liebte es, Zeugnisse aus Kants Schriften anzurufen, und förderte das Abkommen zwischen Wessenberg und der Luzerner Mediationsregierung. Die einströmenden Sailerschüler wurden von Josef Heinrich Gügler, 1782—1827, aus Udligenschwyl geführt. Auch er war mit Kant vertraut, bis ihn zu Landshut Sailer und Schellings Philosophie bekehrten. Gügler, seit 1805 Lehrer am Luzerner Lyzeum, trat der Jesuitenscholastik ebenso entgegen wie der Aufklärung Wessenbergs. Er suchte die Bibel, ein tief vergeistigter Ausleger, als das Wort des Lebens zu erweisen, ihre schönheitlichen Werte zu erfassen und hinter den Buchstaben zu den verborgenen Wundern der Weisheit zu dringen. Seit 1809 war zwischen beiden Lagern offener Krieg. Über beide hinaus wirkte der Jesuitenschüler Franz Bernhard Göldlin von Tiefenau, 1762—1819, aus einer Pforzheimer Familie, die wie über Zürich so über Schwyz nach Luzern gekommen war. Da er sich, Chorherr zu Beromünster, neben der Liturgie und Schule vor allem der Stiftsbücherei widmete, da er als Aristokrat nach Abkunft und Gesinnung während des Zusammenbruchs um 1798 mit gewandter Feder Stift und Geistlichkeit in ihren Rechten schützte, hatte er die Geschichte des Stiftes aus

den Urkunden kennen gelernt und zugleich Einblick in den Werdegang seiner Vaterstadt gewonnen. Und so ging von ihm, dem Abkömmling des Bruder Klaus, dem Sprossen einer Familie, die mit den Cysat und Tschudi mannigfach verschwägert war, mittelbar die Erneuerung der Schweizer Geschichtsforschung aus. Seinem „Versuch einer urkundlichen Geschichte des drei Waldstätte-Bundes" 1808 folgte „Konrad Scheuber von Altsellen" 1812. Und der zweite Teil dieses Buches „Konrad Scheubers Zeitgeschichte" 1813 brachte die erste literarhistorische und kulturgeschichtliche Darstellung des eidgenössischen fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Im Oktober 1814 wurde, der Preis des Kampfes, der Schweizer Teil vom Konstanzer Bistum abgetrennt und Göldlin Generalvikar dieses Teiles. So hatte sich um ihn ein konservativer Kreis gebildet, der aus Sailers geistiger Nähe lebte und zu Görres hielt.

Aufgefangen und abgeschlossen wurde, was sich von Zimmermann und Krauer wie von Göldlin her auswirkte, durch Josef Eutych Kopp, 1793—1866, der von Beromünster stammte, dem landschaftlichen Bildungsherde Luzerns. Der Dichter Kopp ist älter als der Geschichtsschreiber. Er war seit 1812 an der Freiburger Hochschule sprachwissenschaftlich gebildet, in einer Stadt, die den fruchtbarsten Nachfahren Schillers und den erfolgreichsten Zweckhistoriker hervorgebracht hat: Josef von Auffenberg und Karl von Rotteck. Jenem reihte sich der Dichter Kopp an und von diesem bog der Geschichtsschreiber Kopp ins Gegensätzliche ab. Schon 1824 versenkte sich Kopp, seit 1819 Lehrer für klassische Sprachen am Luzerner Lyzeum, in jene Zeit, die er

später mit seinem Urkundenwerk gerechter Erkenntnis erschloß. Es war sein Trauerspiel in Blankversen „König Albrecht I." Fern von jenem hohlen Wortemachen, das immer ein Gruseln bezweckte, wenn von diesem Habsburger die Rede war, arbeitete Kopp das wahrhaft Tragische dieses geistig einsamsten, in großen Entwürfen so jäh unterbrochenen deutschen Königs heraus. Und ferner. Franz Grillparzer hatte sich Glück und Ende des Böhmenkönigs zum Vorwurf gewählt. Rudolf von Habsburg konnte daher nur als Gegenspieler festgehalten werden. Und da Grillparzer überdies das Problem auf die österreichische Seite wandte, mußte er am tragischen Kern dieses Gegenspielers vorbeisehen. Eben diese Tragik aber, scharf gebrochen, fiel Kopp ins Auge, da er Rudolf von Habsburg unter den Gesichtswinkel des Reiches nahm. Er faßte ihn als Vertreter des einheitlichen Reichsgedankens, der diesen Gedanken nicht zum Siege zu führen vermag und so als tragische Gestalt an der Schwelle zweier Zeiten aufragt. Und Kopp baute den Vorwurf zu einer Trilogie „Rudolf von Habsburg" aus. Vier Bändchen solcher dramatischen Gedichte konnte er 1855—1866 sammeln, Gedichte, die eben von unvergleichbar größeren Schöpfungen überholt waren, indes Zimmermann und Krauer einer Zeit angehörten, die noch wenig große Schatten warf. Desto weitere Folgen gingen von dem Geschichtsschreiber aus. Erst bei Gelegenheit einer Festschrift zur Halbjahrtausendfeier des Bundes zwischen den Eidgenossen und Luzern war Kopp aus dem Gehege der landläufig gläubigen Geschichte zu den Urkunden selber entrückt worden. Er kam dabei Tschudi

und also auch Müller auf Irrtümer, erkannte, daß das ganze Gebäude dieser zwei abgetragen werden müsse, und aus dieser Erkenntnis wuchs die neue kritische Geschichtswissenschaft der Schweiz auf. Seiner eidgenössischen Geschichte schickte Kopp 1835 als bahnbrechenden Vortrupp voraus: „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde". Indem er den in Küßnacht herrschenden Geßler, die Fabel von den Vögten und Wilhelm Tell aus der Geschichte verwies, hat er den Mythus des eidgenössischen Volkes eigentlich erst geschaffen. Nachdem 1840 die Allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz entstanden war, konnte 1843 unter führender Teilnahme Kopps dem erfrischten Geschichtsbetriebe zu Luzern eine Stätte bereitet werden: der historische Verein der fünf Orte. Der gemeindeutsche Zusammenhang aber um Kopp und sein Werk führte nicht in den ostdeutschen Mittelpunkt der neuen Geschichtskunst, zu Ranke, sondern zu Böhmer, in den Kreis der rheinischen Geschichtsfreunde, der Vorbereiter und Vorarbeiter der „Monumenta".

Die Luzerner Reihe klang doppelt aus, weltanschaulich verwandt in Josef Kopp und weltanschaulich gegensätzlich in Johann Georg Krauer, 1792—1845, der aus Kriens und aus derselben Familie stammte wie der Jesuit. Auch Krauer war ein Schüler Güglers und Schulfreund Kopps, zuletzt an der Freiburger Hochschule. Dann aber ging er nach Göttingen und trat damit in jenen Bildungsraum, dem die neue Schweiz am meisten verpflichtet war. Krauer wurde 1825 Lehrer für Naturgeschichte an der höheren Anstalt zu Luzern und wirkte nach seiner Entlassung 1831 als

Landarzt. So früh er mit dramatischen Arbeiten begann — „Pizzaros Tod" 1809, „Solymann oder die Türken in Belgrad" 1811 — nicht mit solchen Stücken, von denen er jetzt verschollene in den dreißiger Jahren zu Heidegg und Hitzkirch spielen ließ, wirkte der Mann auf sein Geschlecht, sondern durch ein Häuflein Lieder. In der Zeit vom 12. November 1820—16. Jänner 1821 entstand die untrennbare Dreiheit der Gedichte: „Rütlilied", „Das Heimweh", „Wer ist ein Schweizer?". Das „Rütlilied" gelang dem Dichter am 12. November 1820 zu Freiburg im Breisgau, wurde zuerst in Luzern nach Ignaz Troxlers Absetzung gesungen und 1822 im Zofinger Liederbuch ungenannt als „15. Erinnerung ans Grütli" gedruckt. Arg zersungen wurde es zur eidgenössischen Volkshymne. Es war die Seelenlage der deutschen Burschenschaft, mit der Krauer das Verlangen nach einer neuen freisinnigen und geeinigten Schweiz erlebte und liedmäßig aussprach.

Das war die Stellung Luzerns im Aufbau des neuen eidgenössischen Schrifttums: Die ersten bühnengerechten vaterländischen und deutschen Schauspiele; der erste Schritt zur mundartlichen Literatur; der erste Anstoß zur modernen kritischen Geschichte; und ein Lied, das die allgemeine Stimmung des Landes zum Klingen und Austönen brachte.

Aus dem Werke Hermanns trieb zugleich der Solothurner Ast. Sein Schüler und Erbe war Urs Josef Lüthy, 1765—1837, ein Solothurner. Auch seine literarischen Anfänge hingen über Wien und Denis mit dem gemeindeutschen Geistesleben zusammen. Seit 1791 wieder in seiner Vaterstadt, trat er in den Mittel-

punkt des von Hermann her fortlebenden Kränzchens. Hier war man seit den Fortschritten des französischen Umsturzes freiheitlich gesinnt. Organ des Kreises war das „Solothurnische Wochenblatt", 1788—1795, das der gescheite Buchdrucker Franz Josef Gaßmann herausgab. Als Senatsmitglied der helvetischen Republik, als Mitstürzer des helvetischen Direktoriums 1800, als erster Vorsitzender des neuen gesetzgebenden Rates und Stimmführer des Solothurner Erziehungsrates seit 1802 hat Lüthy sein engeres Vaterland in die neue Zeit hinübergesteuert und am geistigen Aufbau mitgewirkt. Absichten des Schrifttums und der Erziehung wohnten jedem seiner Werke geschwisterlich inne. Er gab den Solothurner Kalender heraus. Er weckte mit Robert Glutz 1810 das „Solothurnische Wochenblatt" von neuem auf und leitete es bis 1834. Hier wurden aus dem 10. bis 16. Jahrhundert gegen 4000 Urkunden bekannt gemacht. Durch dieses Blatt haben Lüthy und Glutz auf die neue Schweizergeschichte mächtig eingewirkt, indem sie den verlockenden Zauber der Urkunde, die beredte Macht des geschichtlichen Zeugnisses einem verständigen Volke erschlossen und durch die Sperrwand mehrhundertjährigen Büchergeredes Vergangenheit und Gegenwart wieder zu lebendiger und unmittelbarer Aussprache brachten. Und aus gleicher unverfälschter Tiefe stieg auch hier das Lied. An der Hand eines Knaben zog der blinde Solothurner Alois Glutz, 1789—1827, als wandernder Sänger durch die Schweiz, das Flageolett in der Tasche, die Guitarre auf dem Rücken, und trug seine Lieder von Schloß zu Schloß, von Kloster zu Kloster. Von Kindheit blind wußte er die Welt des

2*

Auges, die er nur durch Hörensagen kannte, unbegreiflich anschauend zu schildern. Seine schlichten Weisen und bescheidenen Strophen, die schon vermählt aus seinem Herzen kamen, wurden unter Sennen und in Spinnstuben zu Volksliedern: „Uffe'm Bergli bin-i g'sässe", „Morge früh, wenn d' Sunne lacht", „Wie lieblig tönt's i Berg und Wald".

Von da an gingen Luzern und Solothurn nicht mehr gleiche Wege. Die jungen Leute, in denen sich der gewandelte Geist literarisch und künstlerisch verkörperte, waren nun alle in Deutschland gebildet. Sie fanden sich zu einem Freundeskreis zusammen und schufen der geistigen Geselligkeit der Stadt in der „Töpfergesellschaft" einen Mittelpunkt. Zu diesem Kreise gehörte Franz Krutter, 1807 – 1873, aus patrizischer Familie Solothurns. Das „Wochenblatt" brachte seine ersten Gedichte. Schon sein Vater war Karlsschüler gewesen. Der Sohn besuchte die Hochschulen zu München und Heidelberg, wurde daheim Richter, dann Großrat. Und zu dem Kreise gehörte Alfred Hartmann, 1814 bis 1897, aus Berner Geschlecht auf Schloß Thunstetten geboren und mit dem Vater 1827 nach Solothurn verpflanzt. Hartmann war in München, Heidelberg, Berlin gebildet und wandte sich zu Paris der Literatur zu. Und dem Kreise gehörte der Oltener Martin Disteli, 1802—1844, an, Hochschüler zu Freiburg und zu Jena, dann Schüler der Münchener Akademie, später Maler und Zeichner in Olten. Und Disteli, aus gemeiner Not in seinen Zeichnungen ziemlich wahllos, prägte dem Kreise das Antlitz: politische Satire in Wort und Bild. Schon durch seine Umrißbilder zu

Fröhlichs „Fabeln“ war Disteli bekannt geworden. Seit 1839 gab er den „Distelikalender“ heraus, das gefährlichste Werkzeug im Kampf gegen jene konservativen Lebensmächte, die sich der widerspenstigen Zeit zum Trotz von Luzern aus staatlich und kirchlich zur Abwehr rüsteten. Oft genug mehr bitter als geistreich und eher grob als witzig, schien Disteli, dessen große Begabung an der Enge des Schweizer Kunstmarktes erstickte, Stil und Seelenlage des frühen sechzehnten Jahrhunderts zu erneuern. Weniger wirksam geriet das Wort. Der erste gemeinsame Versuch des Kreises um Franz Krutter, Georg Schlatter, Alfred Hartmann war 1836 die kurzlebige Zeitschrift „Der Morgenstern“. Ihm folgte 1841 das gleichfalls nur einbändige Jahrbuch „Alpina“. Indessen seine Mitarbeiter hießen Ettmüller, Follen, Rochholz und über alle hinweg Bitzius. Und mochte auch die Fortsetzung zu Lüthys Unternehmen, das „Wochenblatt für Freunde der Literatur und vaterländischen Geschichte“, mit gleichem Ungemach verkümmern, es durfte einige der ersten Gedichte Gottfried Kellers bringen. Und die Beilage gar, der „Postheiri“, der von 1847 ab als selbständiges Witzblatt geführt wurde, schlug, von Hartmanns überlegener Ironie geladen, durch die ganze Schweiz hin ein.

So hatte sich der spätbarocke gemeinsame Kulturbereich Luzern-Solothurn, der sich zunächst ebenso gemeinsam über die Zeitschwelle zu verwandeln schien, schließlich doch zum Gegensatz gespalten: rückläufige Wendung in Luzern, Abbruch in Solothurn. Indes die schwere Kulturspannung dort sich im Gewehrfeuer entlud, verpuffte sie hier in den Zeichnungen Distelis und den Briefträgerwitzen des „Postheiri“.

2. Graubünden.

Wenn irgendwo in der Schweiz Gestern und Morgen hochgespannte Gegenpole waren, so in Graubünden. Denn hier galt es, ein lockeres Gefüge von Gemeinden. das von einer übermächtigen Familie durchwachsen war, in einen innerlich gleichartigen Staat überzuführen. Und hier fand die andrängende deutsche Bildung ein durchaus romanisches, von Alamannen nur örtlich und leicht überschichtetes Volk ohne nennenswerten geistigen Eigenbesitz vor. Überprüft man die Lage, so ergibt sich die aufschlußreiche Tatsache, daß dem Graubünden dieser Zeitwende sein geistiger Zuwachs aus einem ganz bestimmten deutschen Lebenskreise zukam, aus dem Bereich des Pietismus und der deutschen Brüderkirche.

Die weitverzweigten, an überschäumender Lebensfülle und Tatkraft so reichen Familien der Planta und Salis waren bis ans Ende des 18. Jahrhunderts die beiden feindlichen Brennpunkte, um die das öffentliche Leben der Landschaft umschwang. Und es waren die Salis, die schließlich die Obhand behielten und abermals die Salis, die Graubünden Züge deutschen Lebens und deutscher Bildung einprägten. Jener gleiche Ulysses von Salis-Marschlins, 1728—1800, der im späten 18. Jahrhundert über der Landschaft eine so gewaltige

Familienvormacht aufrichtete, Mitglied der helvetischen Gesellschaft und Förderer des Anschlusses an die Eidgenossenschaft, jener gleiche Ulysses von Salis hat auch, selbst mit der Feder schier rastlos tätig, den Grund zur neuen Bildung des Bündnervolkes gelegt. Denn er war der schaffende und treibende Gedanke hinter Martin Planta, der 1761 zu Zizers die erste höhere Erziehungsanstalt des Landes gründete. Sie wurde, üppig aufblühend und die Schulträume der Helvetischen Gesellschaft erfüllend, nach Haldenstein und 1771 nach Schloß Marschlins verlegt, bis sie Ulysses aus Geldnot 1777 auflösen mußte. Und diese Schule war ein Setzling deutscher pietistischer Bildung im Lande, schon daran erkennbar, daß Plantas Mitgründer Johann Peter Nesemann von einer Lehrstelle an der Franckeschen Stiftung herkam. Sie ist daher keine Vorläuferin der aufgeklärten Dessauer Schule, sondern eine Tochter der pietistischen Erziehungskunst Halles. In Haldenstein-Marschlins galt die Offenbarung als alleinige Quelle der Religion; hier war man bestrebt, die reifere Jugend zum Christentum zu bilden; hier wurden die Sprachen in besonders weiter Ausdehnung gepflegt; und unbeschadet der abhärtenden Lebensart und der beliebten Bewegungsspiele war zu Marschlins die Lehrweise der Franckeschen Stiftung maßgebend. Und das hat offensichtlich Form und Wesen der ersten deutschen literarischen Schöpfung des Landes entscheidend beeinflußt.

Denn ein Zögling pietistischer Schulkunst war der andere Salis, der erste deutsche Dichter der Landschaft, der erste bedeutende Liedkünstler der Eidgenossenschaft, dessen hohe Gabe der ganzen Schweiz ein unentrinnbares Vor-

bild stiftete. Johann Gaudenz von Salis-Seewis, 1762—1834, aus Schloß Bothmar bei Malans, fühlte sich mit jeder Faser, trotzdem er, Augenzeuge und Miterlebender des großen Umsturzes, bis 1792 in der französischen Armee diente, als Zögling und Bruder der deutschen Bildung. Wie wenige seiner Zeitgenossen unterhielt er mit fast allen geistigen Schöpfern der Deutschen, nicht zuletzt mit den Weimarern, mannigfaltige Beziehungen. Sein Herzensfreund war Friedrich Matthisson. Die Gedichte dieses Bündner Edelmannes waren seit 1783 in den Almanachen wie Zeitschriften jener Jahre erschienen. Sie kamen 1793 das erstemal gesammelt heraus. Des Salis Kunst des Liedes hat eine dreifache Wurzel. Ihre allgemeine Seelenlage ruhte, was sie dem aus verwandtem Bildungsbereiche aufgestiegenen Matthisson so ähnlich macht, in dem Hallisch-pietistischen Atemraum der Schule Haldenstein-Marschlins; sie zog Nahrung aus jener soldatischen Empfindsamkeit, die in allen Zonen unbefriedigte Träger der Waffen so gern überhaucht; sie wurde vergegenständlicht durch das Naturerlebnis der Bündner Heimat, gerade weil Salis ihr räumlich so oft und lange ferne war und sie verrät sich als verhaltenes Heimweh, wie ja Hebels Mundartgedichte in der Fremde aus Heimweh nach der Mundart sich ablösten. Es ist der Lebensrhythmus eines soldatisch beschäftigten, der Heimat fernen doch heimatverbundenen feingebildeten Junkers aus alter Familie. Und es ist die Kunstweise eines vielgereisten, welterfahrenen Mannes, der besonnen von innen nach außen lebt: Strich um Strich, Empfindung neben Empfindung zu setzen; die Reize der Außenwelt nicht grob

nach Farben, sondern wie einer, der in den unmerklichen Übergängen der Seele Bescheid weiß, nach Farbtönen, ja nach mehr geahnten als gesehenen Schattierungen zu betonen; eine begrenzte Auswahl von Naturbildern, den Gewinn eines wählerischen Auges, das Erfahrung hat, in ruhigem Wechsel immer neu zu erleben und neu zu gestalten. Und es ist die Kunstweise eines Mannes von bewußter literarischer Schulung, der neben fein und verständig gebauten antiken Strophen ein so schönes mittelalterlich-alamannisches Tanzlied wie „Auf! Es dunkelt" zu formen weiß. In der Tat hielt Salis-Seewis mit der ganzen lyrischen Entwicklung der Deutschen von Klopstock bis zu Schiller Schritt. Mit Salis beginnt, aus geistig unberührter ländlicher Umwelt, der Lyrismus sich im eidgenössischen Wesen auszudrücken. Und schon die eine Tatsache spricht für diese einzigartige Ausgangsstellung des Bündner Landjunkers, daß sich bis tief ins neunzehnte Jahrhundert im Raum der Eidgenossenschaft niemand diesem einsamen Vorbilde entziehen konnte, wer immer Stimmungen in Verse umzusetzen versuchte. Der Familienstaat der Salis wurde 1794 zerschlagen. Des Dichters Schwiegersohn, Johann Ulrich von Salis-Saglio übernahm, nachdem er 1813 und 1814 unter bayrischen Fahnen für die deutsche Sache gekämpft hatte, er der Protestant, den Oberbefehl über das Heer des Sonderbundes. Die konservative Weltanschauung war hier stärker als die Spaltkraft der Bekenntnisse. Beide Salis aber, der Volkserzieher wie der Dichter wurden von zwei andern Männern aus Familien der Gegenseite abgelöst.

Den Schulherrn Ulysses beerbte ein Sprecher. Durch den hochgebildeten Fortunat Sprecher von Bernegg, 1585—1647, aus Davos, den eifrigen Darsteller selbsterlebter Geschichte, hatte dieses alte mit den Churer Fürstbischöfen wie mit Habsburg mannigfach verknüpfte Geschlecht zum erstenmal in das geistige Leben Graubündens eingegriffen. Jetzt trat Jakob Ulrich Sprecher von Bernegg, 1765—1841, an die wichtigste Stelle des Landes. Und er vertiefte die Zusammenhänge mit dem pietistischen Lebenskreise, aus dem die Schule Haldenstein-Marschlins hervorgegangen war, aus einem nachbarlichen, noch schärfer gezeichneten Bereiche. Ulrich Sprecher war ein Schüler der Herrnhuter Anstalten zu Niesky und Barby. Er schloß sich zu Barby an Schleiermacher an. In dem Augenblick, da 1794 mit Ulysses die Macht der Salis zusammenstürzte, trat er daheim auf den Plan, focht mit der Feder für den staatlichen Umbau seiner Heimat und wurde, bei der Mediation von Napoleon an die Spitze der Bündner Regierung gestellt, Schöpfer des neuen Schulwesens Graubündens. Die Aufgaben der Schule Haldenstein-Marschlins waren 1793—1798 durch die Anstalt in Reichenau fortgeführt worden. Heinrich Zschokke hatte sie geleitet. Endlich 1804 gelang, von Sprecher betreut und gefördert, die Gründung der Kantonsschule in Chur, die wie überall zu einem Sammelbecken des geistigen Zuflusses aus Deutschland wurde. Hier wirkte unter anderen 1820 Karl Follen. Den Anschluß Graubündens an den Sonderbund, den eine starke Gruppe plante, hat Jakob Ulrich Sprecher vereitelt.

Den Dichter Gaudenz aber beerbte Peter Konradin von Planta, 1815—1902, von Schloß Wildenberg im Unterengadin. Auf wunderlichen Wegen kam bis in die scheue Einsamkeit dieses Knaben frühe Botschaft des deutschen Geistes. In Silva Plana besuchte er die Schule eines deutschen Flüchtlings und an der Kantonsschule zu Chur begegnete er deren abermals einer ganzen Reihe. Von Körner und Schiller ergriffen, von Tasso begeistert, wagte er sich an seine ersten Verse. Dann ging er ins Reich und brachte von der Thomasschule in Leipzig, von der Heidelberger Hochschule, von Wanderfahrten am Rhein und am Neckar das Dauererlebnis deutschen Wesens in die Heimat zurück. In Zürich mit dem Betriebe der Monatsschrift vertraut gemacht, leitete er dem Bündner Volke 1843—1865 drei Zeitungen nacheinander. Welch ein Wandel. Einst hatten diese führenden Familien Graubündens mit Axt und Schwert Politik gemacht. Nun waren sie gebändigt und gesittet an die Waffe der stärkeren Überzeugungskraft gewiesen, an die Feder. Planta warb für die Schönheit seiner Engadiner Berge und weissagte als einer der Ersten schon im Feber 1845 Gottfried Kellers kommenden Aufstieg. Und mit all seinen Arbeiten blieb Planta im Lebensraum seiner Heimat. Wie er sich im „Waldbüchlein“ 1848 für den Schutz und Reichtum der Bündner Landschaft erhob, so formte er in Werken, die freilich weit über 1848 hinaus fast das ganze Jahrhundert umspannten, die Bündner Geschichte. Hier vollends offenbarte sich die innerste Wesensart dieser alten Geschlechter. Wenn Planta in dem Roman „Der rätische Aristokrat. Eine Familiengeschichte aus dem

18. Jahrhundert" das abenteuerliche Geschick seiner Großmutter erzählte; wenn er dann in der Reihe seiner Jenatschdramen, die doch nur vier Fassungen des einen Vorwurfes sind, als erster die Gestalt des Bündner Volksmannes aus dem Tiefendunst des Parteihasses auf die erhellte Höhe rein menschlicher Teilnahme hob: in beiden Fällen erlebte er die Geschichte seiner Heimat im begrenzten Bereich seiner eigenen Familiengeschichte. Und er schlichtete, wenngleich mit unzureichender Dichterkraft, den blutigen Handel Jenatsch-Planta in dem künstlerischen Schiedsspruch des späten Enkels.

Und die Landschaft schenkte als Gegengabe für das, was sie von Halle und Barby empfangen hatte, der deutschen Brüderkirche den Bischof Johann von Albertini, 1769—1831, der sich zu gleicher Zeit wie Sprecher auf der Schule Barby an Schleiermacher anschloß, einen geistreichen und gefeierten Kanzelredner, den Dichter vielgesungener Kirchenlieder.

Das neue deutsche Geistesleben Graubündens ist nicht aus dem Bereiche der alten Gotteshäuser zu Disentis und Chur erwachsen. Seine Schöpfer waren, dem staatlichen Wandel der Zeit zum Trotz, die alten Junkerfamilien des Landes und das im unmittelbaren Lebensaustausch mit Deutschland, ja mit jenen Bildungsräumen zu Halle und Barby, die durch Friedrich von Hardenberg und Friedrich Schleiermacher gerade damals den deutschen Geiste neue Ziele setzten.

II. Räume der größten Verschiebung.

In den Waldstätten und in Graubünden galt es, das Gegebene und das Werdende miteinander auszugleichen. In den Untertanenländern am Südufer des Rheines war der Gegenpol zerstört und damit eine Spannung zwischen Vergangenheit und Zukunft gar nicht mehr auszulösen. Und so bewegten sich denn die Dinge mit dem weitesten Pendelschlag von rechts nach links. Lediglich langsamer folgte das Grundgewicht des geistigen Lebens diesem Zuge. Schrifttum und staatliches Handeln unterschieden sich nicht in der Richtung, nur im Zeitmaß der Bewegung. Und es lag im Wesen der Sache, daß die landschaftlichen Gipfel des Schrifttums dem Umschwung der Zeit am gemächlichsten folgten, weil in der Eidgenossenschaft diesmal das neue Werden vom Staat und nicht vom geistigen Leben her bewegt wurden, weil der Staat wirkte und das Schrifttum bewirkt wurde, im Gegensatz zu dem Zeitraum zwischen 1714 und 1798, da das Schrifttum wirkte und der Staat bewirkt wurde.

1. St. Gallen.

Es war ein seltsamer Vorgang, der nicht leicht seines gleichen hatte. Die aufstrebende Stadt hatte sich politisch und dann kirchlich von dem anwachsenden äbtlichen Staate abgelöst. Stadtstaat und Herrenstaat lebten fürderhin nebeneinander. Und schließlich wurden beide selbständigen Gebilde entthront und zu einem einheitlichen modernen Organismus verschmolzen. Der Umsturz von 1798 fegte die äbtliche Gewalt hinweg und die Mediationsakte vom Feber 1803 schuf den neuen Kanton St. Gallen. Diesen Staat zu verwirklichen war der katholische Glarner Karl Müller von Friedberg, 1755—1836, berufen, der in Luzern, Besançon, wie an der Benediktinerhochschule Salzburg gebildet, zuletzt als äbtlicher Beamter die Grafschaft Toggenburg verwaltet hatte. Er trat als erster an die Spitze des neuen Staates und blieb sein geistiger Leiter, bis ihn die demokratische Verfassung von 1831 bei Seite schob. Er hatte, nachdem 1805 das Stiftsvermögen übernommen werden konnte, das Glück, die über Vorarlberg, Bayern, Tirol verzettelte Bücherei und den Urkundenbestand für St. Gallen zu retten. Die katholische Kantonsschule wurde 1809 gegründet, auch sie ein Herd deutscher Bildung. Müller, dessen

Haus durch Jahrzehnte einer der geistigen Mittelpunkte St. Gallens war, vermochte auch literarisch an der Verschmelzung so ungleichartiger Bestände mitzuwirken. Er hatte beachtenswerte Formanlagen in französischer wie in deutscher Sprache und schrieb in jüngeren Jahren, die Luzerner Anregungen Zimmermanns und Krauers weiterverfolgend, vaterländische Stücke wie „Das gerettete Helvetien oder Orgetorix“ 1779, „Morgarten oder der erste Sieg der Freiheit“ 1781 und gab seinem Wirken mit politischen Flugschriften Nachdruck. Seit 1806 ließ er das politische Wochenblatt, „Der Erzähler“ erscheinen. Ihm kommt auch literarische Rücksicht zu.

Das Kloster gehörte nicht mehr zu den geistigen Beständen, die es zu verschmelzen galt. Da war nur noch ein Nachlaß zu verwalten. Und diesen Dienst leistete der Benediktiner Ildefons von Arx, 1755 bis 1833, aus Olten zunächst dem Archiv und dann der Bücherei des Stiftes, ein redlicher und zuverlässiger Geschichtsschreiber seines Klosters. Die altdeutschen Schätze der Bücherei begann ein Deutscher, Heinrich Hattemer aus Mainz, seit 1836 Lehrer an der Kantonsschule zu erschließen, zugleich der ersten einer, die Grimms Forschungen für die Schule nutzbar zu machen suchten.

Den Grundstock des geistigen Lebens hätte die Stadt bieten sollen. Wenn es 1723 nicht gelungen war, auch nur ein einziges Stück von Bodmers und Breitingers Zeitschrift „Diskurse der Mahlern“ in St. Gallen abzusetzen, so vollzog sich während der folgenden Jahrzehnte hierin ein tüchtiger Wandel. Drei St. Galler errangen sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auswärts eine geachtete Stellung: Georg

Joachim Zollikofer als Prediger in Leipzig, Jakob Wegelin als Geschichtslehrer an der Ritterakademie in Berlin, Christoph Girtanner als Arzt in Göttingen. Der geistig bedeutendste Bürger St. Gallens seit Joachim von Watt war Peter Scheitlin, 1779 bis 1848. Mit ihm setzte sich auch hier die Göttinger Bildung durch. Denn er war ein Schüler des Begründers der modernen Anthropologie Johann Friedrich Blumenbach. Scheitlin wurde 1805 an der erneuerten Lehranstalt für Geschichte und Bibelkunde Lehrer der Philosophie und Naturwissenschaft. Er gründete, den Sinn seiner kaufmännisch gerichteten Mitbürger auf edlere Bildung zu wenden, 1815 den wissenschaftlichen Verein und brachte frischen Schwung in die bestehenden müden Gesellschaften. Mit Herder gemein, wenn nicht von Herder, hatte er wesentliche Züge: den weiten Umfang seiner gelehrten Neigungen, Versöhnung der Einzelgebiete menschlichen Wissens und das Streben sie unter großen Gesichtspunkten zusammenzufassen, die Einheit von Erzieher und Prediger. Scheitlins kaum übersehbares Schaffen, worunter Erzählungen wahrhafter Lebensbilder mit sittlicher Zweckabsicht wie bei Bitzius, gipfelt in zwei Werken von seltsamer Eigenart, deren keines man übersehen darf, wenn man Zustrom und Verbreitung deutschen Geistes in der Schweiz dieser Jahrzehnte verfolgen will. „Das Elend der Tellus" 1842, ein Buch, das Scheitlins Arbeit im öffentlichen Armenwesen abschloß, erweiterte dieses Gebiet zu einer großen tellurischen Erscheinung und nimmt sich fast wie ein Abschnitt aus Herders „Ideen" aus. Im „Versuch einer vollständigen Tierseelenkunde" 1840 ver-

arbeitete er, im Anschluß an den Psychologen Carus, an den Mythologen Creuzer, an den Tatsachenkenner Oken, im Ganzen an die Naturphilosophie Schellings, langjährige Beobachtungen auf seinem Lieblingsgebiete. Er wollte die Kluft zwischen Tier und Mensch verengen und beide einander näherbringen.

Die Dichtung aber verkörperte ein gescheiterter Schüler Scheitlins, der mit den ererbten Wirrnissen seiner Ahnen nicht fertig wurde. Die Zollikofer aus Konstanz, St. Galler Bürger, hatten 1586 Schloß und Herrschaft Altenklingen erworben. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurde David als Alchimist und Falschmünzer in St. Gallen hingerichtet. Sein Sohn Marx, der die Steuern unter dem Titel „Schweiß- und Blut-Konten" zu buchen pflegte, wurde verurteilt diese Blätter aus seinen Büchern zu reißen. Der Stadtammann Ulrich vertat im 18. Jahrhundert mit Alchimie 30000 Gulden. Schon 1632 ließ der Kriegsmann Hans Ludwig ein moralisches Dichtwerk erscheinen, „Augenspiegel des Irdischen". Diesen Leuten allen, deren Familie besonders nach Spanien Handel trieb, wohnte ein starker Zug zum Abenteuerlichen wie in die Ferne inne. Dem späten Erben Hektor Zollikofer, 1799—1853, schlug das alles in anderer Weise zum Unheil aus. Am St. Galler Collegium war Peter Scheitlin, in der Fellenbergschule zu Hofwil Ferdinand Huber sein Lehrer. Das Leben dieses wunderlichen Menschen, der die Schmerzen seiner inneren Auflösung für zurückgeschlagene Reiselust hielt, ging rasch und unaufhaltsam abwärts trotz der Reise, die ihm schließlich doch nach Nordeuropa und ein andermal nach Italien gegönnt war. In der

Kunst des Liedes eiferte er Salis, Matthisson und Schiller nach. Und dennoch wirken manche seiner Gedichte aus übergroßer Schlichtheit wie Begegnungen mit einem unerwarteten Freunde. Seiner Leidenschaft für die Ferne, die alles vergessen macht, frönte er im Nacherzählen der Erlebnisse eines alten Söldners, den er in St. Gallen kennen gelernt hatte: „Des Sergeanten Johann Georg Fäßler Militär-Schicksale" 1840. Im übrigen hält er sich, ein gewandter Erzähler, an die phantastischen Romane, wie sie von der ausgärenden Spätromantik abgestoßen wurden: „Der Wolfssäugling" und „Woldemar, der Geisterschützling, Protektor von Hoch-Afrika". Zollikofers Prosa hat ihre Reize, eine unnachahmliche persönliche Note, Reiseschilderungen, die mit Gemüt und Augenschärfe gesehen sind, das Gewürz eines trockenen Witzes und eine Fülle von kleinen und feinen Einzelzügen. Er war ein Opfer seiner eingebildeten Schweizerenge, an der seine Familie seit zweihundert Jahren würgte.

Zollikofer also wurde es nicht. St. Gallen besaß damals einen trefflichen Tonkünstler. Von einer der ältesten Stadtfamilien,. aus der bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Christian das Collegium musicum geleitet und ein öfter aufgelegtes Liederbuch gedruckt hatte, stammte Ferdinand Huber, 1791 bis 1863, in Stuttgart musikalisch gebildet und von Karl Maria v. Weber beachtet. Als Musiklehrer bei Fellenberg in Hofwil zeichnete Huber sich im Berner Oberlande die Lieder und Jodler der Hirten auf, lernte Kuhn wie auch Wyß kennen und vertonte ihre Lieder. Die schönsten entstanden in Hofwil: „Der Gemsjäger",

„Der Ustig" und das Heimwehlied „Herz, wohi zieht es di". Er wurde dann Gesangslehrer in St. Gallen, Leiter der Antlitzgesellschaft und vertonte für das Liederbuch der Zofinger von 1822 fast die Hälfte der Lieder. Diese von Bern her wirkenden Antriebe zu einer mundartlichen Literatur empfingen weitere Beschleunigung aus einer Gegend, wo volkstümliche und mundartliche Kräfte am reichsten aufgespeichert waren, aus Appenzell. Schon durch die Gründung des Appenzeller Sängervereins 1824 wurde Huber angeregt nun auch Männerchöre zu schreiben. Johann Merz schuf mit seiner Schrift „Der poetische Appenzeller" 1828 die witzige heitere Mundartdichtung. Titus Tobler erschloß mit seinem „Appenzellischen Sprachschatz" 1837 die pfiffigste und schlagfertigste der Schweizer Mundarten und gab zugleich eine Blütenlese aus der Appenzeller Volksliteratur in Sprichwörtern, Rätseln, Schwänken, Festsprüchen und Schnadahüpfeln. Kein Wunder daher, wenn der St. Galler Arnold Halder, 1812—1888, aus einer von Wangen im Algäu zugewanderten Familie, der schon als Kaufmann viel mit den Appenzellern zusammenkam, seine ersten Gedichte in Appenzeller Mundart schrieb. Als dann 1833 Hauptmann Tobler die Gesellschaft „Frohsinn" für Theater und Musik gegründet hatte, wurde Halder Mitglied und ließ hier in den dreißiger und vierziger Jahren bei großem Beifall seine Stücke in Appenzeller Mundart spielen, kleine witzige Gebilde, von eingestreuten Jodlern, Tänzen, Gesängen belebt. Das waren, ein weiterer Fortschritt gegenüber Luzern und Bern, die Anfänge des mundartlichen Theaters in der Schweiz, und sie ent-

3*

sprangen der Verbindung zwischen dem Ethos der bäuerlichen Landschaft und dem Bedürfnis der städtisch abgeblaßten Seelenlage.

Eigenart und frischer Nachwuchs kamen aus den beiden geschichtlichen Ländchen Sargans und Toggenburg. Der Umschwung des 18. Jahrhunderts drückte sich hier in Franz Josef Bernold, 1765—1841, aus, der von Walenstadt stammte, der als Schüler des Zisterzienserklosters Salem sich an die Kunstweise des Denis anschloß und an den gleichen Orten wie Müller-Friedberg zu Freiburg und Besançon seine Bildung fortsetzte. Der Zwanzigjährige wurde Landeshauptmann der Landschaft Sargans mit dem Sitz in Walenstadt. Hier lebte der weltfremde Mann, der Latein und Französisch geläufig sprach und schrieb, durch Briefwechsel und gastliche Besuche mit aller Welt verbunden, ein eigentümliches Phantasieleben. Er war ein Schüler des Horaz und verspäteter Humanist, der letzte Klosterschüler seiner Zeit und hat den Stil Horaz-Klopstock nach wechselnden Vorbildern, worunter vor allem Salis, abgewandelt, des Glaubens, er werde mit seinem Hexameterepos „Wilhem Tell" 1797, doch ungedruckt, ein Nationalwerk schaffen. Bernold gehörte zu den Mitarbeitern von Müllers „Erzähler". Aus dem Ländchen Sargans kam nun der Mann, der in diesem Zeitraum das geistige Leben St. Gallens, zumal die scharfen diagonalen Wendungen verkörperte. Anton Henne, 1798—1870, war aus einer vom Algäu zugewanderten Familie in Sargans geboren, trat für den Orden bestimmt ins Kloster Pfäfers, trat nach harten Kämpfen wieder aus, wurde Schüler des Luzerner Lyzeums und

empfing, den Sprachen und der Geschichte hingegeben, zu Heidelberg und Freiburg im Breisgau seine entscheidenden Anregungen. Auch er ging durch eine Lehrstelle zu Hofwil, bis er 1826 Stiftsarchivar in St. Gallen wurde. Henne segelte nie in Schleifen, immer in jähen Ecken und stets auf der äußersten Seite. Jetzt richtete er gegen Zschokkes radikale Geschichtsschreibung eine „Neue Schweizerchronik für das Volk" 1828. Dann leitet er 1830—1838 das demokratische Wochenblatt „Der Freimütige" und wirkt, einer der bedeutensten Redner einflußreich an der neuen Verfassung mit. Dann lehrt er an der Kantonsschule Geschichte und Erdkunde, tritt öffentlich für David Strauß ein und schreibt seine „Schweizerchronik" ins Gegenteil um. Von der St. Galler Kantonsschule verdrängt, streicht er als Lehrer der Berner Hochschule den Undank der Radikalen ein und muß in ein bescheidenes Leben nach St. Gallen zurück. Der Mann war in Entwürfen groß und hatte das Zeug zum besten Dichter zwischen Albert Bitzius und Gottfried Keller. Das Grundgefüge seiner Werke stammt aus der Luzerner Zeit und aus Luzerner Anregungen. Heidelberg und Freiburg gaben ihm den gemeindeutschen Schwergehalt. „Schweizerische Lieder und Sagen" 1824 sammelten seine Verse seit der Zeit in Pfäfers. Wer anders als Salis könnte ihm den Mund geöffnet haben. Seine mundartlichen Gedichte scheinen ebenmäßig auf Hebel und Kuhn zurückzugehn. Sein „Abendlied" — „Lueged, vo Bärgen und Tal" — wurde zum Volkslied. Er reimte eine Reihe Gedichte in „altdeutscher" Sprache und bildete das Lindenlied Walthers von der Vogelweide nach. Henne steht inner-

halb des Bereiches jener mächtigen Spracharbeit, die sich seit Bodmers Entdeckung der höfischen Literatur bemühte, die ausgewässerte Schriftsprache durch das Wildbad ursprünglichen deutschen Sprachgeistes wieder zu sättigen. Aus sechsmaliger Umarbeit ging schließlich sein Heldengedicht „Diviko" 1826 hervor, die wertvollste Schöpfung des eidgenössischen Helvetismus. In Johannes Müllers Darstellung, die er zu Luzern kennen lernte, deutete Henne die nordische Mythologie ein. Die Lemanschlacht wird ihm zum Kampf zwischen Logi und den Asen. Er kannte das Nibelungenlied in der Urschrift durch Salis, er kannte die Edda und Homer, er kannte Ossian in der Übersetzung des Denis. Henne verarbeitete all diese Kenntnisse durchaus schöpferisch. Er war auf dem besten Wege zu einer großen mythischen Neuschöpfung, indem er die Naturvorgänge zu seelischen und beseelten Ereignissen steigerte. Und da er eine Umschrift des Gedichtes in die „alte Landessprache" plante: in Henne verschmolzen zwei große sprachliche Bewegungen der Schweiz, das Altalamannische der Literatur und das Neualamannische der Mundart. Die bewundernswerte Arbeit seines ganzen Lebens, die einheitliche und geschlossene Neudichtung der gesamten deutschen Heldensage, sein „Heldenbuch", hinterließ er als Handschrift von etwa 1000 Seiten. Der Dichter Henne gehört aufs engste zwischen Salis und Bernold, die er persönlich kannte. Er ist organisch verbunden mit drei Lebenskreisen: mit dem Luzerner, auf den noch die von Gügler angeregten „Faraonen Ägyptens" weisen; mit dem Berner um Kuhn und Hofwil; mit dem gemeindeutschen um die Brüder Grimm. Das

Bruchstück seines Werkes aber ist ein Zeugnis für den tragisch verschwendenden Verbrauch schöngeistiger Kräfte, mit dem die politische Neuschöpfung der Schweiz bezahlt werden mußte.

Das Toggenburg, seit dem späten Mittelalter ein selbständig gerundeter geistiger Bereich, gab sich 1767 mit der „Moralischen Gesellschaft" ein eigenes Gefüge. Sie wurde von dem Landschreiber Andreas Giezendanner in Lichtensteig gegründet, war aristokratisch gerichtet, sollte die Reformierten der Landschaft zusammenfassen und bemühte sich besonders um eine große Bücherei. Ihr gehörte der „Arme Mann im Toggenburg" Ulrich Bräker an und der Schulmeister Johann Ludwig Ambühl, 1750—1800, aus Wattwil, der im Gefolge der Luzerner und Müllers von Friedberg eine Reihe vaterländischer Dramen schrieb. Und der Toggenburger Schullehrersohn aus Wildhaus Johann Jakob Rütlinger, 1790—1856, förderte in seiner Art den Fortschritt der mundartlichen Prosa. Er begann damit, Peter Hebel folgend, die langen und einsamen Winterabende mit mundartlichen Gedichten auszufüllen. Gleich Halder wanderte er 1823 nach Nordamerika aus und ließ zum Andenken für seine Freunde 1823—1826 „Ländliche Gedichte" in drei Büchern drucken, hochdeutsche neben mundartlichen. Ihre Vorbilder waren Geßner und Salis. So echt und ursprünglich diese mundartlichen Gedichte erscheinen, sie sind im Satzbau hochdeutsch und nur in den Wortformen alamannisch, des Salis Art, auf Mundart umgeschrieben. Das entwicklungsgeschichtlich wichtige Prosastück „Die Alpfahrt" 1824 schildert Zurüstungen

und Alpfahrt einer Bergbauernfamilie. Und aus dem Toggenburg kam, zu Moßnang geboren, der schöpferisch doppelseitig Begabte dieses Zeitraumes Johann Georg Müller, 1822—1849, ein Frühvollendeter, Zögling der St. Galler Kantonsschule und der Münchner Akademie. Bei der Sempacher Schlachtfeier 1840, im Kreise der starken Münchner Schweizerkolonie, trug der Achtzehnjährige sein Schlachtlied von St. Jakob an der Birs vor und machte damit auf den anwesenden Gottfried Keller tiefen Eindruck. Das unmittelbare Erlebnis oberdeutscher Städte erweckte ihn für den mittelalterlichen Baustil. Sein großer Gedanke, die Fassade des Florenzer Domes wieder herzustellen, fand keinen Gläubigen und er würde sich wohl am Bau von Schweizer Bahnhöflein vergeudet haben, hätte nicht sein Vorschlag für die Florenzer Domfassade in Ludwig Försters Wiener „Bauzeitung" die glückliche Wendung gebracht. Man holte ihn nach Wien, man machte ihn zum Lehrer für Baukunst an der kaiserlichen Akademie und übertrug ihm den Bau der neuen Kirche in der Vorstadt Altlerchenfeld. Ungewöhnliche Hoffnungen gingen mit diesem genialen Menschen zu Grabe. Er schuf, in der klaren Erkenntnis, daß alle echte Kunst aus Volk und Zeit erwächst und beide bezeichnet, an einem völkisch besonderen Baustil. Seine Gedichte zumal das Bruchstück der kostbaren Versnovelle „Filippo Bruneleschi" bedeuten mehr als lediglich dichterische Aussprache eines auf anderm Gebiete bedeutenden Künstlers. Bei seinen Arbeiten für die Florenzer Domfassade war Müller auf Vasaris Erzählung vom Bau der Kuppel gestoßen: das unvollendete Werk hätte

alle geschmerzt und so habe der Florentiner Jüngling Filippo de Brunelesco an einem Plan gesonnen für den gewaltigen Kuppelbau; trotz aller Schwierigkeiten habe er ein Holzmodell geschaffen, damit die Väter der Republik für sich gewonnen und so dem Dom seine glorreiche Kuppel aufsetzen dürfen. Müller fand hier sein eigenes Schicksal wieder und er fühlte es in Vasaris Geschichte ein, wozu er noch eine rührsame und erhebende Liebesgeschichte ersann. Der zweite Teil der Versnovelle liegt nur in Entwürfen vor. Henne und Müller sind ein Doppelsinnbild für die Ungunst, die über dem Schweizer Schrifttum dieses halben Jahrhunderts walrete.

2. Aargau und Thurgau.

Der ungestümste Bewegungsraum war der Aargau, das Opfer der eidgenössischen Entwicklung seit dem frühen fünfzehnten Jahrhundert, Herd der Unruhe, Preis und Sinnbild der eidgenössischen Zukunft, rücksichtslosester Beweger des Gedankens der eidgenössischen Einheit und Freiheit. Die Landschaft spielte innerhalb der Bewegung gegen 1848 hin in der Schweiz die gleiche Rolle wie die kleinen südwestdeutschen Staaten innerhalb Deutschlands. Und nichts zeugt lauter für diese Rolle als die Tatsache, daß die zwei bedeutensten Staatsmänner der Helvetik aus dem Aargau stammten; der Arzt Albrecht Rengger, 1764—1835, aus Gebensdorf, in Göttingen bei Blumenbach und Lichtenberg gebildet, Minister des Innern während der Helvetik, der später vor dem Wiener Kongresse die Sache des Aargaues zu vertreten hatte und sie in gemeineidgenössischem Geiste vertrat; und Philipp Albert Stapfer, 1766—1840, einem Brugger Vater zu Bern geboren, in Göttingen als Schüler Heynes und Schlözers philosophisch und sprachwissenschaftlich gebildet, Kultusminister der Helvetik, ein Vermittler zwischen deutscher und französischer Kultur. Das geistige Antlitz dieses jungen Staates freilich haben vor allem

Deutsche prägen helfen, zuvörderst und in langen Jahren der gemeinsame Freund und Mitkämpfer Renggers und Stapfers, der Magdeburger Heinrich Zschokke, 1771 bis 1848, der 1795 als Fußwandererer in die Schweiz gekommen war. Seit 1802 hat Zschokke dem Aargau die wichtigsten Stücke der geistigen Rüstung geschaffen. Im Dienste der Volksbildung gründete er 1798 den „Schweizerboten", gab er „Des Schweizerboten Kalender" heraus und brachte er 1810 den Verein für vaterländische Kultur zustande, die Urzelle für eine ganze Reihe gemeinnütziger Gesellschaften. Er gab als fachwissenschaftliche Zeitschrift heraus „Miszellen für die neueste Weltkunde" 1807—1813 sowie die Monatsschrift „Erheiterungen" 1811—1827. Unter seiner Teilnahme wurde 1819 der bürgerliche Lehrverein geschaffen, ein Mittelding zwischen Gymnasium und Hochschule. Dieser Lehrverein hielt sich bis 1830, freilich unter Widerspruch der Kantonsschule. Zschokke hat auf die Schweiz breit, wenn auch nicht tief und nachhaltig eingewirkt. Als Erzähler wußte er, in der Art Walther Scotts Landschaft und Geschichte der Schweiz lebendig zu machen. Und er hat mit seinen Volksgeschichten Bitzius den Boden bereitet, so wenn er zeigte, wie ein herabgekommenes liederliches und unwissendes Dorf wieder zu Wohlstand und guten Sitten kommt — „Das Goldmacherdorf" — oder wenn er mit einem Gegenstück zu Bitzius den Teufel des Schnapses schreckhaft an die Wand malte — „Die Brandweinpest". Allerdings, mit Zschokke hatte sich der in Deutschland längst verweste gemeine Rationalismus in der trockenen Luft der Schweiz mumienhaft gut erhalten.

Doch für gute Lüftung war gesorgt. In den ganzen Atemraum strömte der romantische Zugwind der Burschenschaft. Im Aargau hatte einst die Helvetische Gesellschaft getagt, von einem Aargauer Städtchen nannte sich ihr Erbe, der gemeinschweizerische Studentenbund. Erwachsen ist er aus Zusammenarbeit und Stimmung der Zürcher Zwinglifeier im Oktober 1818 und im Jänner 1819. Im Juli 1819 wurde in Zofingen das Gründungsfest des Vereines begangen. Wie die Burschenschaft vaterländisch und freiheitlich gerichtet, umfaßte der Studentenbund 1829 bereits alle 13 Akademien der Eidgenossenschaft. Sein deutlich erkennbares Ziel war Einheit und Gemeingeist der Orte, sein Lieblingsgedanke eine vaterländische Hochschule, seine Ehrgeiz eine eidgenössische Nationalliteratur. Der Zofingerverein hat auf die Entwicklung der Schweizer Literatur mächtig eingewirkt. Denn einmal bildeten sich in seinem Rahmen literarische Gesellschaften, wozu Vereinsblätter in den einzelnen Ortsverbänden kamen. Dann war er wohl der wichtigste Träger gemeindeutschen Literaturgeistes, indem er Werk und Vermächtnis seiner Lieblinge pflegte: Schiller, Klopstock, Kant, Jean Paul Richter, Fichte, Fries, vor allem aber Schleiermacher. Und schließlich förderte er neben dem Turnen das Singen. Seit 1820 wurde ein Liederbuch vorbereitet. Es erschien 1822: „Lieder für Schweizerjünglinge". Und wirklich, Mitglieder des Vereins waren die meisten geistigen Schöpfer der Schweiz, Albert Bitzius wie Thomas Bornhauser, Abel Burckhardt und Jakob Burckhardt, Josef Anton Henne, Johann Georg Krauer, Alois Minnich. In den dreißiger

Jahren trat dann die Politik stärker hervor. Und Anfang der vierziger Jahre gewann Herwegh starken Einfluß auf das literarische Schaffen innerhalb des Verbandes. Das Verbot des Zofingervereins in Luzern 1841 führte zur Gründung des Schweizerischen Studentenvereins in Schwyz. Die neuen Hochschulen zu Zürich und Bern brachten dem Bunde mächtigen Aufschwung.

Die geistigen Bildungsmittel des jungen Staates, Buchdruck und Kantonsschule, lagen zum großen Teil in den Händen deutscher Zuwanderer. Von Frankfurt her über Basel war 1808 der Verleger Heinrich Remigius Sauerländer nach Aarau gekommen, ein Verleger, der wie wenige den geistigen Aufbau der neuen Schweiz gefördert hat. Um seiner ganzen Vergangenheit und politischen Haltung willen war der Aargau das Ziel der deutschen Flüchtlinge. Hier führte Josef Görres 1820 jene Schriften aus, die er sich zu Straßburg aus Rücksicht auf seinen französischen Wirt versagen mußte. Und in Aarau wirkte im gleichen Jahr der flüchtige Burschenschafter Wolfgang Menzel als Turnlehrer. Umschlagsplatz des geistigen Zustroms von Deutschland war die Aarauer Kantonsschule. Die Kenntnis der gemeindeutschen Literatur zumal ist von dieser Schule aus durch hundert Kanäle in die gebildete Mittelschicht geleitet worden; durch den Hessen August Adolf Follen, dessen ganze reiche, auf Erneuerung der mittelalterlichen Epen und Auswahlsammlungen zielende Tätigkeit sich in der Schweiz abspielte; durch den Ansbacher Ernst Ludwig Rochholz, der seine Schüler früh zu geistiger Selbständigkeit und Heimatliebe bildete, der den Deutschunterricht auf dem breiten Unterbau Jakob Grimms

gründete, der durch planmäßige Sammlungen dem volkstümlichen Erlebnis der Schweizerart Bahn gebrochen hat; durch den Deutsch-franzosen Heinrich Kurz, der als fruchtbarer Literarhistoriker, Sammler von Auswahlbüchern und Herausgeber die deutsche Bildung in der Schweiz wesentlich vertieft hat. Selbst der klassische Philologe an der Kantonsschule Rudolf Rauchenstein, 1798—1879, zu Brugg geboren, stammte von einer protestantischen Familie aus dem steirischen Bruck und war zu Bern von dem Deutschen Ludwig Döderlein und in Breslau geschult.

Die Literatur der Landschaft liegt im Lichte des Dreigestirnes Meyer, Fröhlich, Tanner. Das eigenartigste schöpferische Vermögen des Zeitraumes hat der Aargau hervorgebracht. Rudolf Meyer von Aarau, 1791 bis 1833, war in Tübingen, auf der Bergakademie Freiberg und in Berlin naturwissenschaftlich gebildet, hatte auf weiten Reisen die Natur in ihren wechselnden Erscheinungen erlebt und wurde 1821 an der Kantonsschule Lehrer für Naturwissenschaften. Als erster bezwang der Jüngling 1812 das Finsteraarhorn, als erster ging er von der Grimsel über die Gletscher nach Grindelwald. Seine früheste Schrift schilderte den Aufstieg zum Finsteraarhorn. Sein Hauptwerk, 1820 und völlig neugestalret 1829 erschienen, nannte er „Die Geister der Natur". „Mit der Benennung Geister wollte ich das unsichtbare, bewegende, verwandelnde Leben in der Natur bezeichnen, das sich am wenigsten verhüllt in den Imponderabilien ausspricht. Zu diesen Imponderabilien werden gewöhnlich bloß Licht, Wärme, Elektrizität und Magnetismus gezählt. Ich fasse aber hier

alles zusammen, was Bewegung und Verwandlung hervorbringt, die Kräfte der unorganischen und organischen Natur. Alle diese haben soviel Gemeinschaftliches, daß man wohl verleitet werden könnte, sie als vielseitige Äußerungen ein und desselben Lebens anzusehen." In hymnischer Sprache, lyrisch zugleich und plastisch, bildhaft zugleich und rhythmisch, in einer Prosa, wie sie in der Schweiz bis dahin nicht zu hören war, steigert Meyer den gesamten Kosmos zu einem geschlossenen Mythus des einen Lebens. Es ist ein Naturgedicht von bezwingendem Eindruck gepaart mit einem zweiten naturwissenschaftlich darstellenden Teile, ein Kosmos vor Alexander von Humboldt. Nun weiß man ja, daß Humboldt an gehobenen Stellen seiner „Reise in die Äquinoktialgegenden" ausdrücklich für den Gedanken Zeugnis abgelegt hat, der sein ganzes Schaffen beherrschte: die ganze Welt eine einzige und einheitliche Erscheinung. Doch ein Hinweis auf Humboldt, träfe nicht in den Kern der Sache. Rudolf Meyer war Zögling jener Bergschule zu Freiberg, wo kurz zuvor Hardenberg und Steffens, Raumer und Schubert Schüler gewesen waren. Und aus diesem Lebensbereiche empfingen „Die Geister der Natur" ihre Grundanschauung, das Gesetz ihres Stiles, ihre innere Form. Und Rudolf Meyer hat vor Gustav Fechner noch, wenigstens metaphorisch, die Allbeseelung des Kosmos erlebt. Mächtige lyrische Rhapsodien waren dann, von diesem Mittelpunkt sich ins Gebirge versenkend, die Gesichte „Der Geist des Gebirges", wo sich einem abgestürzten Gemsjäger die poetische Seele der Berge offenbart, um dem Menschen die Geheimnisse der

innersten Erde zu enthüllen, und „Die Ahnherrn im Rottal“, wo eine Alpenreise Anlaß wird zu naturphilosophischen Gesprächen über das Wesen der Welt und den Gegensatz von Natur und Kultur. Und weiter schuf sich Meyer, vom gleichen Mittelpunkte fortstrebend, eine eigene Kleinwelt, die tierpsychologische Charakterschilderung, erstaunlich tief beobachtet und jeweils einem wechselnden, besonderen, stilgemäß gezeichneten Naturstimmungsbilde eingefügt. Unter seiner Hand ist aus der Seele des Tieres heraus die Fabel eine naturalistische, eine völlige Neuschöpfung geworden. Einige dieser Tierbilder wie „s'Müsli“, „d'Lerche“, „s'Murmeltierli“ in Aarauer Mundart sind klassische Stücke der neuen alamanischen Prosa. Meyer sammelte diese Bilder, ein Gegenspiel zu Scheitlins späterem Tierbuch, als „Charakteristische Tierzeichnungen“ 1833. Und schließlich kehrte er zu seinem Ausgangspunkte zurück, mit Naturgemälden, die etwa schilderten, wie ein ödes Eiland durch eine einzige angeschwemmte Kokosnuß bewohnbar wird, wie die Elemente in den Pflanzen wohnen und der Seefahrer im Meer der Karaiben über prangende Gärten hinwegfährt. Der Aargauer Rudolf Meyer und der St. Galler Peter Scheitlin bilden ein zeitgenössisches Paar, in dem die größten Gedanken der deutschen Naturphilosophie, dort aus dem Freiberger, hier aus dem Göttinger Kreise, aufgegangen sind.

Von der Natur bei Rudolf Meyer zur Geschichte bei Abraham Fröhlich, 1796—1865, einem Brugger Lehrerkind. Fröhlichs Gedichte bezeugen die ganze politische Entwicklung der Schweiz von 1815—1848.

Gebildet war er ausschließlich in der Schweiz. Genauer Einblick in das Aarauer Treiben wandelte ihn zum Konservativen. Als Nachfahr alter Schweizer Überlieferung und aus der Mitte zwischen Meyer und Scheitlin begann er 1824 mit Fabeln, die, in der zweiten Auflage 1829 von Martin Disteli mit Bildern geschmückt, auf 170 Stück anwuchsen. Es scheint, daß er 1827 mit seinen Schweizerliedern ein Nachstück zu der Sammlung Lavaters geben wollte. Von der Stimmung des Zofingervereins getragen, färben sie die eidgenössische Geschichte etwas schönrednerisch auf. Die große Gruppe seiner „Lieder und Bilder aus den Jahreszeiten" ist ohne fühlbare innere Unterschiede während dreißig Jahren entstanden. Nicht diese Lyrik macht den Dichter Fröhlich, sondern sein politischer Wandel, zweifach ausgeformt in einer Zweierreihe von Dichtungen. Einmal leugnete Fröhlich überhaupt, daß die stürmische Bewegung seiner Zeit aus inneren Gründen berechtigt sei. Er ging für diese Überzeugung in die Presse und schnellte scharfgeschliffene Verse vor allem gegen den Luzerner Kasimir Pfyffer, der die Bundesverfassung freiheitlich und mit einem straffen Zug nach Innen zu erneuert haben wollte. Er goß die volle Schale seines Hohnes über die mißratenen Freischärler und packte den Stier bei den Hörnern, wenn er gegen die politischen Flüchtlinge seine Satire „Der junge Deutsch-Michel" richtete. Denn die waren aller Orten die ungestümsten und verschärften den kirchlichen Zwiespalt ins Unerträgliche. Zur gleichen Stunde aber wandte Fröhlich sich von der Gegenwart zur Vergangenheit, wo ihm entgegenkam, was ihm in seinen

Tagen nirgends begegnen wollte. Vaterland, Religion, Kirche und ein Geistlicher als Vorkämpfer, das trieb ihn nun zu „Zwingli" 1840. Indem er das Verwandte beider Zeiten herausarbeitete, die Wiedertäufer des sechzehnten und die Kommunisten des neunzehnten Jahrhunderts, gab er dem Vorwurf jenen Dünnschliff, in dem sich Gegenwart und Vergangenheit durchscheinend vermischten. Hier feierte er die neue eidgenössische Kirche in Zwingli. In „Hutten" 1845 galt es der deutschen Nation, als deren Glied der Dichter sich fühlte. Keine eidgenössische Dichtung dieses Zeitraumes ist so satt vom Wert der Zeit wie diese. Gemeinsamer Haß gegen Napoleon, Teilnahme für den deutschen Freiheitskrieg, in dem mancher Schweizer deutsche Waffen getragen hatte, die aufblühende Wissenschaft von deutscher Sprache und Literatur, wie sie Follen, Ettmüller, Wackernagel, Rochholz, Kurz auf Schweizer Boden vertraten, Fröhlichs Rheinreise 1842, die ihn zum erstenmal über die Grenzen der Heimat entführt und ihm einen überwältigenden Eindruck rheinischen Wesens vermittelt hatte: das deutsche Erlebnis der Schweizer Jugend war das seine geworden. Und im Persönlichsten. Im kämpfenden Geistlichen Ulrich Zwingli und im kämpfenden Dichter Ulrich Hutten wurde Fröhlich sich in seiner Doppelart bewußt. Seine Vorwürfe freilich vermochte er im Gestalten nicht zu bemeistern. Von Wackernagel beraten, versuchte er aus Zeitbüchern, Predigten, Dichtungen die Vergangenheit geschichtlich zurückzubilden. Ihm ging es um die Tatsache und um die Gesinnung. Er schätzte wenig, was neues Leben erzeugt: die Befreiung der Seele

aus den schleppenden Grabgewändern des geschichtlichen Stoffes. Und er fügt sich, hierin gleichen Schrittes mit Anton Henne, in den großen sprachlichen Vorgang, der seit Bodmer lief, der also den Radikalen Henne und den Konservativen Fröhlich verschwistert zeigt. Er gab der Sprache seiner Dichtungen die Gebärde des frühen sechzehnten Jahrhunderts, er leitete ihnen durch die Nibelungenstrophe Bestände aus dem Mittelalter zu und erwärmte sie im Anhauch seiner heimatlichen Mundart. Stil und Sprache sind nun auch bei Fröhlich, mag es mit der inneren Form stehn wie immer, die eigentliche schöpferische Leistung. Nach 1850 suchte Fröhlich dann zwischen Lob und Tadel eine gerechte Mitte zu finden. Die zwanzig Erzählungen, die er geschrieben hat, Nachklänge fast aller zeitgenössischen deutschen Strömungen, fügen seinem Wesen nichts hinzu. Fröhlich war in Vers und Prosa Verfechter der konservativen Gesinnung im radikalsten Staat der Eidgenossenschaft. Hier spricht kein Einzelfall für sich. Abraham Fröhlich und Albert Bitzius, beide in gleicher Lage, versinnbilden das gemeineidgenössische Verhältnis zwischen der beharrsamen Haltung des Geistes und dem stürmischen Umschwung der Polis dieser zwei Menschenalter.

Von der Geschichte Abraham Fröhlichs zurück zur Natur bei **Karl Rudolf Tanner**, 1794—1849, dem Aarauer Pfarrersohn. Tanner war ein Zögling der südwestdeutschen Bildung. An der Heidelberger Hochschule 1814 wurde ihm das gesamte Vermächtnis dieser Stadt aus ihren blühenden Tagen zu eigen: der innere Schwung und die furchtlose Haltung des Burschen,

4*

der farbige Abglanz deutschen Mittelalters aus der Bildersammlung der Brüder Boisserée, die landschaftliche Stimmungskunst derer um Eichendorff. Der Grundton seiner Seele aber füllte sich aus dem Quell der Treue und Männlichkeit in Uhlands Dichtungen. Und dieses überkommene Vermächtnis setzte Tanner, als Anwalt in seiner Vaterstadt, in lebendige Gegenwart um, da er 1821 den Sempacherverein gründen half, da er seit 1831 im Verfassungsrat wirkte, da er durch den „Freimütigen für Deutschland“ und durch „Die Alpenrosen“ von seinem reifenden schöpferischen Vermögen Kunde gab. Tanners lyrische Gebilde sprangen niemals unter dem ersten Wurfe auf, sie wurden erst, leicht zerbrechliche feine Sächelchen, unter seiner rastlosen Feile. Sein Werk liegt zwischen der ersten Sammlung 1826 „Heimatliche Bilder und Lieder“ und zwischen der Ausgabe letzter Hand von 1846, der gemehrten und geminderten. Der Staatsmann und der Künstler lebte, auch das ein Zeugnis der gegensätzlichen staatlichen und geistigen Lage, aus zwei verschiedenen Herzkammern; aus einer stürmisch wallenden der Sachwalter des aargauer Volkes; aus einer, die gedämpften Schlages atmete, der verträumte Ausempfinder kleiner Situationen. Ein Salis zu werden war sein Ehrgeiz. Doch über seiner Kunst des engbegrenzten stimmungtragenden Naturbildchens, das wohl von Uhland vorgezeichnet war, doch unabhängig von Karl Mayer bestand, darf der ernste gottfromme, naturmystische Zug seines Wesens nicht vergessen werden. Wie Rudolf Meyer fühlte sich Karl Tanner ehrfürchtig und beruhigt ans Herz des einen Lebens gelegt, das rhythmisch

durch die ganze Welt der Dinge strömt. Welch eine schöne und organische Dreiheit, aus so engem Raume aufgebaut: Meyer der wissende, Tanner der fühlende Mitbruder der Geschöpfe und in ihrer Mitte der sprachvertraute Nachgenosse des geschichtlichen Geschehens, Abraham Fröhlich.

Dem Volkstribunen jener Jahrzehnte verschluckte die gedrängte Enge des heimatlichen Forum jedes Wort, das in die Weite wollte. Denn noch gab es keine eidgenössische Rednerbühne, von der die Rede voll und laut ins Eidgenössische schwellen konnte. Und von anderer Seite. Der kleine Ehrgeiz zu dichterischen Taten war nicht stark genug, auf den zu gleicher Zeit verlockenden Triumpf des Staatsmannes zu verzichten, und war bemüht beiden Rollen in einer gerecht zu werden. Und schließlich hielt es ja die ganze deutsche Jugend so, indem sie das werdende Kunstwerk nur bis zu politischen Erträgnissen anwachsen und nicht zum Kerngehalt eigenen Wertes ausreifen ließ. So trieb man denn auch in der Schweiz diese nutzbare Landwirtschaft, bei der man literarische Ernten schnitt, sobald es nur Stroh ergab. Mit dem Thurgauer Thomas Bornhauser, 1799—1856, aus Weinfelden und dem Aargauer Augustin Keller, 1805 bis 1883, aus Sarmenstorf stieg eine neue Altersstufe handelnd empor. Bornhauser, aus einer flüchtigen Protestantenfamilie Unterwaldens, einst eifriges Mitglied des Zofingervereins und Pfarrer zu Matzingen im waldreichen Murgtal, der Führer zur neuen freiheitlichen Verfassung des Thurgaues 1830, mit seinem Antrag von 1836 Auslöser der klosterfeindlichen Be-

wegung in den beiden ehemaligen Untertanenländern, dichtete in seiner Jambentragödie „Johannes Waldmann" den Zürcher Emporkömmling zu einem Blutzeugen der Freiheit um und setzte in seiner Tragödie „Gemma von Arth" die alten Geschichten von den grausamen Vögten Habsburgs ebenso zweckdienlich wieder in Umlauf. Wo ihn die Absichten des Parteimannes nicht anspornten wie in seinen Erzählungen, blieb er im Spukhaften der sogenannt romantischen Rittergeschichten stecken. Und erst als die Kämpfe der Zeit jenseits ihres Zieles verebbten, fand er die innere Ruhe zu einer so gediegenen Verserzählung in locker aneinandergereihten Einzelballaden wie „Rudolf von Werdenberg" 1853: Werdenbergs Handel mit Lindau, seine Fehden mit Habsburg, seine Waffenhilfe im Freiheitskampf der Appenzeller. Augustin Keller wiederum, der Erzieher des aargauer Schullehrers, Mitgründer des eidgenössischen Polytechnikums, treibende Kraft im Sturm auf die aargauer Klöster und im Kampf gegen die Luzerner Jesuiten, teilte seinen Gedichten Aufgaben und Mittel des Schulmannes zu. Sie wurden erst nach seinem Tode gesammelt, wertvolle Balladen in Stil und Ton Uhlands, Sprüchlein und anderes aus der Schule und für die Schule. Keller war seit 1826 zu Breslau sprachwissenschaftlich gebildet und hat sich mit rückhaltslosem Nachdruck dazu bekannt: „Breslau ist die eigentliche Heimat meines Geistes geworden".

Die Natur verbrauchte viele Modelle und viel Stoff, bis sie mit Gottfried Keller den ersten großen Dichter der neuen der radikalen Schweiz erzeugte.

III. Räume der Stete.

Die ruhige Linie, der gerade Zug der Ereignisse offenbarte sich nur dort, wo alte und starke Überlieferungen den Anprall neuer Kräfte dämpfen und die Gegensätze mit dem gemeinsamen Überkommenen zügeln konnten. In den drei großen städtischen Bildungsbereichen hat sich der Fortwuchs aus dem achtzehnten ins neunzehnte Jahrhundert organisch vollzogen, wobei freilich die geschichtliche Reihenfolge, in der diese Städte sonst zu großen geistigen Dingen vorschritten, seltsam verworfen wurde. Bern war diesmal voran, Basel und Zürich erhöhten sich erst jenseits der Grenze von 1848 zu ebenbürtigen Leistungen. Will man dem Zufall nicht das Wort lassen, so liegt es in dem. Albert Bitzius reifte aus dem heran, was rasch zur Hand und eben in starkem Auftriebe war, aus dem heimischen Berner Volkstum. Jakob Burckhardt und Gottfried Keller mußten zuvor durch die zeitraubende Schule jener Bildungsräume, deren Gewinn sie dann von Basel und Zürich aus sich selbst und der Schweiz zu eigen machten.

1. Bern.

„Habui equos viros, arma opes: quid mirum, si haec invitus amisi." Diese Worte des britannischen Häuptlings Caratacus aus Tacitus „Annalen" 12, 37 münzte Albrecht Rengger in seinen Aufzeichnungen auf die Junkerherrschaft in der alten Eidgenossenschaft. Auf keinen der Bundesstaaten trafen sie besser zu, als auf Bern. Und wo anders als in Bern wäre es denkbar gewesen, daß die Rückkehr zur guten alten Zeit so folgerichtig, staatsrechtlich so umfassend und lehrhaft, begründet wurde? Es war der Träger des größten geistigen Namens zu Bern, der, wie wenn nichts dazwischen läge, die Kluft zwischen 1798 und 1815 auszufüllen meinte.

Von den eidgenössischen Tagsatzungen, aus dem Umgang mit Napoleon und Talleyrand war Karl Ludwig von Haller, 1768—1854, mit dem gewaltigen Pendelschlage der Zeit vertraut. Aber in der Berner Staatskanzlei vor 1798 und im österreichischen Kriegsrate hatte er die Schwere der Gewichte begriffen, die diesen Pendelschlag zum gemessenen Ablauf der Zeit zu bändigen wußten. Es war das alte Schauspiel, daß die Wege all dieser problematischen Eidgenossen, die Wege Johannes Müllers und Friedrich Hurters,

Ludwigs v. Haller und der geschlagenen Führer des Sonderbundes nach Wien führten. Und Haller ging, indem er Herbst 1820 auf einem Freiburger Landgut katholisch wurde, den gleichen Weg wie Hurter. Aus dem Großen Rat gestoßen, schmiedete er dann in der Muße und Bitternis der Verbannung seinen Haß gegen den Contrat social zu dem mächtigen Rüstzeug des konservativen Widerstandes gegen das Werdende, zu seinem großen Werke: „Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlichen geselligen Zustandes, der Chimäre des künstlich bürgerlichen entgegengesetzt", 1816—1834. Da ihm der Staat nichts anderes war, als eine gewöhnliche auf allgemeinen Rechtssätzen beruhende Gesellschaft, mußte er notwendig besondere, dem Staat eigentümliche Gesetze leugnen. Naturzustand und Staat sind keine Gegensätze, nur Endpunkte von abgewandelten Übergängen. Daß die Starken herrschen und die Schwachen dienen, ist allgemeines und unabwendbares Gesetz der Natur. Mit dem Ingrimm dessen, der für seine Überzeugung leidet, deutete Haller der Monarchie und dem Kriegerstaat, dem Freistaat wie der kirchlichen Gemeinschaft aus der Natur das Gesetz des Daseins. Nur unter Deutschen konnte geschehen, was hier geschah. Der Engländer George Phillips aus Königsberg, Protestant und römisch-katholisch geworden, der Deutsche Adam Müller aus Berlin, über Wien dem römischen Bekenntnis zugewandelt, der Halbromane Joseph Görres aus Koblenz, aus einem Jakobiner zum Schildträger des Papsttums bekehrt, der Schweizer Ludwig von Haller, unter Preisgabe alles dessen, was nur ein Berner opfern

konnte, der römischen Kirche zugewendet, richten zwischen den zwei Revolutionen von 1789 und 1848 die Vergangenheit zu erneutem Widerstande gegen die Zukunft auf und schreiben den konservativen Mächten Europas ihre Grundrechte. Der großzügigste aber, der folgerichtigste, der mit dem allgemeinsten und triebhaftesten staatsrechtlichen Sinne, war der Berner. Haller stellte den höchsten Widerstand dar, an dem sich das neue Bern und die neue Schweiz mit schöpferischer Kraft luden.

Der Leiter dieser neuen Gedankenzüge war der zweite Berner Junker Karl Viktor von Bonstetten, 1745—1832, der Mann mit der Überfülle, mit dem weiten Raum und der langen Lebensdauer Goethes und Humboldts. Zu Yverdon am Landleben erweckt, von der geistreichen Geselligkeit Genfs entzündet, ein Weltfahrer durch ganz Europa, mit allen europäischen Literaturen vertraut, doch mit den Deutschen Müller, Matthisson, Zschokke am engsten befreundet, zeigte Bonstetten, dieser geniale Meister des Lebens und Briefkünstler, wälsches und deutsches Wesen unlösbar verschmolzen. Und Bonstetten wies dem neuen Berner Geiste die Wege. Aus dem Erlebnis seiner Vogtei Saanen schrieb er 1779 die von Johannes Müller verdeutschten „Briefe über ein Schweizer Hirtenland". Auf engstem Raume überblickte er einen Mikrokosmos vom Eisberg bis zum südlichen Blumengarten, Gegensätze in einer runden Einheit, wie Humboldt sie in Südamerika sich erwanderte. Und Bonstetten faßte gegen Ende seines Lebens, 1824, seine Reisebilder zwischen Italien und Skandinavien in dem unerschöpflichen Buche zusammen: „L'homme du Midi et

l'homme du Nord". Was er auf seinen weiten Reisen gesehen, war hier unter allgemeine Gesichtspunkte der Menschenart, der Seelenkunde, des Erdbaues gebracht. Bonstetten schilderte die Einheit zwischen Mensch und Umwelt, wie sie durch den Gegensatz zwischen Norden und Süden sich in der Eigenart, in den körperlichen und seelischen Kräften des Menschen ausdrückt. Und gleichläufig überblickte er die Zustände Europas im gesellschaftlichen und staatlichen Leben vor und nach 1789. Johann Wolfgang Goethe und Alexander von Humboldt, jedem der beiden war Bonstetten durch eine Fülle von Zügen verwandt, von denen eine unbegreifliche Fähigkeit, die Dinge aufzunehmen und zu erleben, die erstaunliche Kunst, sie zu überblicken und als Ganzes wiederzuspiegeln, lediglich am stärksten hervortreten.

Nicht auf den Wegen Hallers also, sondern auf den Wegen Bonstettens vollzog sich die geistige Umstellung Berns, das heißt nicht aus der Berner Staatlichkeit heraus, sondern aus dem Berner Volk und der Berner Landschaft. Und es waren drei Bewegungen, die nach vorwärts führten: aus dem Oberland; aus Hofwil; aus Burgdorf.

Die künstlerische Erweckung des Volkstums ging über Bonstetten hinweg von den Berner Alpen und der bildenden Kunst aus. Der Berner Franz Niklaus König, 1765—1832, schuf zu Unterseen bei Interlaken seine Arbeiten, die den Alpensinn auslösen und bilden halfen. Er war einer der führenden Ordner des großen Alpenhirtenfestes 1808 zu Unspunnen, vielseitig in den meisten darstellenden Künsten. Kleine ländliche

Gruppen gelangen ihm am besten. Daniel Lafond, 1760—1831, von einer Flüchtlingsfamilie aus der Zeit der Glaubensverfolgungen stammend, schuf die beliebtesten Schweizer Alpenbilder. Diese Bewegung griff nun von neuem auf die Literatur über. Der Berner Gottlieb Jakob Kuhn, 1775—1845, ausschließlich in seiner Heimat gebildet, wurde 1798 Pfarrhelfer zu Sigriswil am Thunersee, dann Pfarrer im Emmental. Seine schöpferische Zeit waren die Jahre am Thunersee. Vom Landleben gefesselt und bewegt, begann er hier, noch ehe er Hebels Gedichte kennen gelernt hatte, mit volkstümlichen Liedern in Mundart und Schriftsprache. Seine „Kuhreihen" 1798, in ihrer Art Schöpfung wie jene, die zu den Sequenzen führte, entstanden meist zugleich mit der Weise am Klavier. Eine gemischte Sammlung „Volkslieder und Gedichte" kam 1806 heraus. In allen rein lyrischen Stücken ist die Stimmung so vollkommen vergegenständlicht, wie kaum in den weit späteren Liedern Eichendorffs. Die epischen Stücke streifen leicht an der Kunstweise des Bänkelsängers hin. Beide Gattungen aber sind bis auf Einzelheiten des Verses und des sprachlichen Ablaufs zugleich mit der Weise, ja aus der Weise heraus empfunden worden. Viele davon wurden Volkslieder, und sie wurden es mehr durch den Tonsetzer als durch den Dichter, sie wurden es nur um des ursprünglichen musikalischen Gehaltes willen. Wie nur selten stimmten der Dichter Gottlieb Kuhn und der Tonsetzer Ferdinand Huber zusammen. Sammler und Ausbreiter der Bewegung wurde der Berner Pfarrersohn Johann Rudolf Wyß, 1782

bis 1830, der als einer der ersten Berner bereits zu Tübingen, Göttingen, Halle gebildet war und seit 1805 als Lehrer der Philosophie an der Berner Akademie wirkte. Der fruchtbare, immer unternehmungslustige Mann ließ 1815 „Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz“ drucken. Einige seiner Gedichte wurden Volkslieder, so das 1811 veröffentlichte „Rufst du, mein Vaterland“. In seinem Nachlaß fand sich eine neunbändige Volksliedersammlung. Seine „Reise ins Berner Oberland“ war als Werbeschrift gedacht. Dem „Schweizer Robinson“, der aus Gesprächen seines Vaters hervorging, hat er die literarische Fassung gegeben. Als er dann Verwalter der Berner Stadtbücherei wurde, nahm sein Schaffen die Züge Johann Martin Usteris an. Denn aus dem Mitstifter der Berner Künstlergesellschaft, aus dem Sammler von Ölgemälden, Kupferstichen, Handzeichnungen alter Schweizer Meister, aus dem Herausgeber der großen Berner Geschichtswerke Justinger, Tschachtlan, Anshelm, entwickelte sich ein Künstler, der nicht nur Sagen und Legenden seiner Heimat formte, sondern eben wie Usteri vaterländische Stoffe der Vergangenheit in der Sprache der betreffenden Zeit zu meistern suchte. So die Erzählung „Viel Not und viel Hülf“ aus den Burgunderkriegen. Johann Rudolf Wyß nun tat sich mit Berner Freunden, worunter Kuhn, und mit einigen Zürichern, so Martin Usteri, zusammen, und sie gaben seit 1811 den Almanach „Die Alpenrosen“ heraus, das literarische Organ dieser Oberländer Bewegung und über die einzelnen Schweizer Orte hinweg zugleich das erste geistige Band der Einheit.

In gleicher Richtung strebte die Schule. Bei Pfeffel zu Kolmar, auf deutschen Hochschulen wie auf Reisen gebildet, sah der Berner Junker Philipp Emanuel von Fellenberg, 1771—1844, in der Erziehung das einzige Mittel, um die Völker aus der Knechtschaft der Sinne zuerst sittlich und geistig frei zu machen. Er faßte den Menschen nicht als Einzelwesen sondern als Glied eines organischen Weltganzen, erkannte die landwirtschaftliche Arbeit als vornehmes Werk der Charakterbildung und begann seit 1799 auf seinem Gut Hofwil einen ganzen Organismus von Schulen aufzubauen. „Ein Aristokrat in seinem Privatleben, Demokrat im Rate, liberal mit Fremden, Despot gegen seine Gehilfen, radikal im Zweck, konservativ in den Mitteln", vereinigte Fellenberg den schwärmerischen Idealismus Pestalozzis mit kluger Weltkenntnis und verständiger Tatkraft. Hofwil, wo er ausgezeichnete Lehrer zusammenzog, wurde eine weithinwirkende Pflanzstätte der neuen Schweizerbildung, einer der Ausgangspunkte, von wo aus sich die volkstümliche Bewegung des Oberlandes über die Schweiz verbreitete.

Volkstum und Schule. Das dritte war der Staat und diesmal ging es von Burgdorf aus. Von dort setzten die drei Burgdorfer Brüder Ludwig, Karl, Johann Schnell 1831 die Forderungen der geistig mündig gewordenen Landschaft durch: alle Macht von Volkes Gnaden, gleiche Rechte, gleiche Pflichten, Preßfreiheit, Wählbarkeit der Bürger zu allen Ämtern. Bildungsmäßig ausgewertet wurde die siegreiche Burgdorfer Volksbewegung durch Karl Neuhaus, der, von Bieler Familie stammend, in der neuen Volksregierung von 1831

Leiter des Unterrichtswesens wurde. Die Gedanken und Arbeiten von Girard, Pestalozzi, Fellenberg waren langsam im Berner Schulbetriebe fruchtbar geworden. Man hatte seit 1805 eine Akademie mit vier Fachabteilungen. Hier sammelte sich schon jetzt eine starke deutsche Gruppe: der Philologe Ludwig Döderlein, ein Jenaer; der Geschichtsforscher Johann Friedrich Kortüm, ein Mecklenburger; der Physiologe Hugo Mohl aus Stuttgart; der Zoologe Josef Berty aus dem Ansbachischen; der Theologe Matthias Schneckenburger aus Württemberg. Aus dieser Akademie schuf Karl Neuhaus die Berner Hochschule. Der Gründerbeschluß fiel am 5. März 1834, die Vorlesungen wurden im Herbst des gleichen Jahres eröffnet. Der Zustrom deutscher Gelehrter verstärkte sich und den Burgdorfer Brüdern Schnell traten im Bereich dieser Hochschule, und 1834 berufen, die Nassauer Brüder Snell gegenüber, Ludwig und Wilhelm. Mit denen floß die rheinisch-hessische Bewegung der deutschen Gesellschaften in das geistige und staatliche Leben der Schweiz ein. Zweimal, 1838 und 1846, wurde die Burgdorfer Bewegung durch immer radikalere Kräfte abgelöst, unter Antrieb der Gedanken, die sich in den Brüdern Snell verkörperten. So hatte der Aufstieg des Volkes zur politischen Macht gleichzeitig zur Schaffung einer gelehrten Anstalt geführt, an der sich die deutschen Bildungskräfte sammeln und in gedrängter Fülle auf die Berner Jugend wirken konnten.

Aus dem Emmental war, von den drei Burgdorfer Brüdern geführt, das Volk zu Recht und Macht gekommen, die Landschaft hatte politisch über die herrschende Stadt gesiegt. Aus dem gleichen Raume

heraus vergeistigte sich jetzt zu gereifter Stunde der erste reine und große Schwung dieses politischen Werkes zur ersten großen Kunstschöpfung der Eidgenossenschaft. Albert Bitzius, 1797—1854, nimmt die Bewegung von Gottlieb Kuhn, Philipps von Fellenberg und der Burgdorfer in sich auf, er setzt ihr Geistiges in geformte Werte ungewollter Kunst um und gibt diesem dreifachen Zuge des begrenzten Raumes in seinem zusammengefaßten Abschlusse den Schwergehalt innerer Notwendigkeit. Ein unerhört Neues hat sich ereignet. Bern bedeutet nicht mehr Stadt, sondern Landschaft, nicht mehr Stadtstaat, sondern Volksstaat, Volksstaat mit dem betonten Untersinn von bäuerlichem Willen zu sich selber.

Zufällig geboren war der Dichter zu Murten, wo sein Vater als Pfarrer wirkte, aber er stammte aus einer Familie, die schon im frühen sechzehnten Jahrhundert Berner Bürgerrecht besaß. Schon zu Utzenstorf auf der pfarrherrlichen Bauernwirtschaft des Vaters, seit 1804, lebte sich der junge Bitzius in den bäuerlichen Betrieb ein. Las der Knabe mit besonderer Lust die eidgenössischen Zeitbücher, den jungen Berner Schüler der Theologie überwältigte eines der Grundbücher des neunzehnten Jahrhunderts, Herders „Ideen". Und er ging, seine Berner Bildung in gemeindeutsche Fassung zu bringen, 1821 nach Göttingen. Als Vikar sodann zu Herzogenbuchsee, wo sich zweihundert Jahre zuvor das blutige Trauerspiel der Schweizer Bauern vollendet hatte, ging Bitzius eigentlich ins Volk ein. Hier wurden ihm von Haus zu Haus die Menschen zu eigen, hier erlebte er den Lebenssinn der großen freiherrlichen

Bauernhöfe. Nach kurzem Stadtdienst zu Bern versetzte man ihn 1831 als Vikar nach Lützelflüh, ins Emmental, wo er Pfarrer wurde und sich seine Familie schuf. Es war die Landschaft der zahmen gewölbten Hügel in den Haupttälern, die Landschaft der vielen Seitentäler, eine Hoflandschaft, keine Dörferlandschaft, wo der geborene Edelmann, der Einzelbauer, wo das Minorat mit all seinem gesellschaftlichen Unheil herrschte, indessen auch die Landschaft der zierlichen Gärtchen und eines starken innerlich verhaltenen Menschenschlages, der die Arbeit noch mit der ernsten und tiefen Förmlichkeit des ältesten Adels unter den Menschen trieb.

Auf diesen Boden setzte der Pfarrherr Bitzius, zur selben Zeit, da in Bern drüben der besonnene Schwung der drei Burgdorfer Brüder von dem fessellosen radikalen Sturm überwältigt wurde, seinen Schälpflug, um das Erdreich aufzubrechen, daß die Wurzeln des Unkrauts nach oben lägen und besserer Aussaat zur Nahrung verdorrten. Das waren die gepaarten Ichromane „Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf" 1836 und „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" 1838; dort das Elend eines armen Burschen auf dem Untergrunde übler bäuerlicher Zustände, hier die Unbilden eines Schulmeisters im Gewebe des Berner Volksschulwesens nach dem Stande von 1830 und in beiden Fällen nur ein Probeschlag der spät geweckten Schöpferkraft. In diesen umgebrochenen Boden pflanzte Bitzius dann zu vorbildlichem Gedeihen das gepaarte Doppelstück seines Meisterwerkes: „Wie Uli, der Knecht, glücklich wird", 1841, und „Uli, der Pächter", 1849, eine lehrhafte

Lösung des drängenden gesellschaftlichen Vorwurfes, wie aus Dienst Besitz werden kann: der Weg vom Knecht zum eigenen Herrn. Ein üppiges Gerank von kleineren Arbeiten und Geschichten wucherte um den Hauptstamm seines Fortwuchses, die großartig ins Persönlichhandelnde gesteigerte „Wassernot im Emmental", 1838, „Ein Sylvestertraum", 1842, Bilder und Sagen, kurze religiöse und sittenbildende Aufsätze, Erzählungen, Jahresübersichten in dem Volkskalender, den die Berner Gemeinnützige Gesellschaft 1840—1845 herausgab. Sie wucherten weiter um den Doppelband „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet", 1843, wo es gegen den heilkundlichen Aberglauben des Landvolkes geht, um die Idylle der Armut „Käthi, die Großmutter", 1847, um Bücher, in denen sich sein wachsender Zorn über die immer weiter nach links abdrängenden Führer des Tages entlud. Wertvolle Schöpfungen hielt er vor seinen Zeitgenossen zurück; sie konnten erst zwei Menschenalter später einem Geschlecht vermittelt werden, das kaum mehr etwas mit jener Umwelt gemeinsam hatte, der Bitzius diese nachgelassenen Werke ursprünglich zudachte.

Gehalt und geschichtliche Form dieser Schöpfung sind bedingt durch ihren dreifachen Zustrom. Die Bewegung des Berner Oberlandes hatte das bäuerliche Land und den bäuerlichen Menschen, die Sprache der bäuerlichen Gemeinschaft künstlerisch erschlossen. Der sittliche Endzweck trat im Kreis der Alpenrosengründer hinter der unbefangenen Freude an dem entdeckten Neulande zurück. Überdies ging es ihnen vor allem um die volksmäßige Kunst selber, wie sie ihnen unter

Hirten und Jägern, Fischern und Bauern entgegentrat. Diese Bewegung bog sich in der Schöpfung von Bitzius ins Sittlichzweckbewußte um, sie drang durch die heitere Atmosphäre des Liedes und der Schalmei, der Tänze und Feste zum herben Ernst des bäuerlichen Menschen selber vor. Den sprachlichen Vorgang aber hat Bitzius zur letzten Vollendung geführt, indem er die Mundart seines Bereiches, des Emmentals, je nach den wechselnden Bedürfnissen seiner Vorwürfe in einzelnen Wendungen, in ganzen Gesprächen seiner Gestalten durchbrechen ließ, ja indem er sie zur Sprache ganzer Werke machte. Stärker wirkte sich an der geschichtlichen Form seiner Schöpfung die Schulbewegung aus, die mit Burgdorf und Hofwil verknüpft ist. Überflüssig, daran zu erinnern, daß ein Mann mit den Absichten des Volksbildners wie Zschokke, dem Pfarrer von Lützelflüh die Wege geebnet hat. Bei Pestalozzi gar trat Bitzius der Freund und Lehrer des armen Mannes entgegen. Das ist viel, aber nicht alles, und gar nicht das Wesentliche. In Hofwil war von einem vollkommenen Kenner des Berner Wesens Ackern, Säen, Ernten als vornehmstes Mittel erkannt worden, um den Menschen zu sich selbst und eine neue Gesellschaft zu bilden. Dieser erzieherische Gedanke ist es, den Bitzius ausschöpfte. Denn es hieße das Werk des Dichters zu einer Fibel mit dem Titel erniedrigen „Wie werde ich ein vollkommener und erfolgreicher Landwirt", wenn man seine Lehrabsicht auf die bäuerliche Umwelt begrenzen wollte. Den Zugang zum echten und tüchtigen Menschen, zum Kern und Wert des Daseins, zum Sinn und Segen der Arbeit, zu natür-

5*

licher Kultur, zu Herzensbildung und dem vollen Glück getreuen Schaffens hat der Dichter erschließen wollen, dem übelsten Zuge eines kranken Jahrhunderts, dem „Hudeln", wollte er wehren. Ihm ist der Bauer, der Bauer wie er sein soll, die natürlichste, erste und eigentliche Funktion des menschlichen Daseins und der Kultur. Und das war der Punkt, wo die ursprüngliche politische Bewegung der Berner Landschaft in sein Werk mündete. Ihr lieh er schöpferischen Ausdruck, dem Aufstieg des Landvolkes zu Recht und Macht, dem Gegenspieler wider Kultur und Bildung der Stadt, und er spart der harten und verächtlichen Worte nicht, wenn er von den Bedürfnissen und Werten städtischer Kunst und Kultur spricht.

Aus dieser dreifach bedingten geschichtlichen Form seines Werkes lebt die künstlerische Gestalt. Auch das war ein unerhört neues Ereignis, daß die Kunst dieses Bauernpfarrers die Kunst verneinte und eben aus dieser Verneinung ihre höchste Schönheit empfing. Bitzius dachte sich nur die Bauern als Leser und hatte gar keine künstlerischen Absichten, sondern lehrhafte. Eben weil sein Werk nicht schön sein wollte, nicht schön gemacht war, erschien es rein und unverbildet, wie die Natur schön ist. Und obwohl Bitzius gar nicht darauf aus war, wie die Gründer der „Alpenrosen" etwa, bäuerliche Kleinkunst zu bieten, hat er in seinen Büchern mit Märlein und Schwänken, mit dem naturgewachsenen Reichtum der bäuerlichen Sprache an Bildern, Fügungen und Wahrsprüchen, dem angestauten künstlerischen Reichtum des Emmentals literarisch geformten Abfluß geschaffen. Wie bei

Adalbert Stifter so liegt bei Bitzius die edelste Form und geheimste Schönheit in dem unnachahmlichen Vermögen, den bäuerlichen Menschen, den Ablauf des bäuerlichen Daseins in den sittigen Gebärden und Zeremonien der bäuerlichen Lebenshaltung aufzufangen, wie sie durch die Pflege von Jahrhunderten geheiligt sind. Predigt und Kalendergeschichte, Schwank und Zwiegespräch, der gemessene Rhythmus nachdenklicher Erzählung, sind nur stilgemäße Ausdrücke dieser inneren Form.

Von Karl Ludwig Haller zu Albert Bitzius, das ist das Bern dieser fünfzig Jahre. Das Sinnvolle, Naturgewachsene, Stete dieses wandlungsreichen Überganges ist mit Worten kaum auszuschöpfen. Das alles hatte sich, so gegensätzlich der Rollentausch zwischen Stadt Bern und Landschaft Bern sich ausnahm, mit den unverwischbaren Zügen des Berner Schicksals vollzogen.

2. Basel.

Wer dieser Stadt in früheren Jahrhunderten begegnet war, hatte um die Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert Mühe sie wieder zu erkennen. Die einstige Weltstadt war geistig in sich zusammengekrochen. Indem sie es gut baslerisch trieben, lebten sie eben an Basel vorbei.

Aller Orten in der Eidgenossenschaft war ein mundartliches Schrifttum im Schwange. In Basel aber wurde 1760, sei es auch durch Zufall, Johann Peter Hebel geboren. Und nur aus Zufall, durch den Unverstand eines Buchhändlers, ging Basel 1803 der Ruhm verloren, als Druckort auf dem Titelblatt von Hebels „Allemannischen Gedichten" zu prangen. Hebel stammte von jenseits des Rheines. Aber seine Gedichte sprechen den unzerstörbaren Sinn der großen Basler Rheinbrücke unvergänglich aus. In ihnen wurde das Ereignis, worauf die ganze mundartliche Literatur der Schweiz zielte. Jenes Alamannisch, Dichtersprache der höfischen Bildung des Mittelalters, Sprache der beredtesten und tiefsinnigsten Mystik, die Sprache des kraftvoll handelnden städtischen Bürgertums, die Sprache der großen oberdeutschen Zeitbücher, die Sprache Zwinglis und der Sittenprediger beider Kirchen, die von der

Schriftsprache enterbte, von Bodmer zu heilsamem Flusse abermals aufgebohrte Mundart war wieder zur Sprache eines großen Dichters und so wahrhaftig wieder Dichtersprache geworden.

Und so saßen denn die Basler abermals behaglich, wie es von je ihr Schicksal war, in der geistigen Nähe großer Dinge, als „Die Nächsten dazu", um mit Fritz Reuter zu reden. Im Sommer 1819 geschah auf dem Dietisberg bei Eptingen ein guter Schwank. Zwei junge Landleute, der eine mit einer Geige und blind, der andere mit der Klarinette, trugen einer Basler Badegesellschaft, die im Freien tafelte, mundartliche Gassenhauer vor. Und man entlarvte sie als Basler. Es waren die zwei, in Bauerntracht verkleidet, Philipp Hindermann und Karl Rudolf Hagenbach, der ursprünglichste und der gelehrteste unter den mundartlichen Dichtern der Schweiz in dieser Zeit. Philipp Hindermann, 1796–1884, Schriftsetzer, dann Lehrer zu St. Theodor, hat das Basler Kleinbürgertum seit dem sechzehnten Jahrhundert zum erstenmal wieder schrifttümlich beredt gemacht. Seine Verse klangen im Gassengesang der Basler Kinder fort. In Gelegenheitsgedichten reimte er seit 1834 den Baslern ein fortlaufendes Zeitbuch ihrer städtischen und der eidgenössischen Ereignisse, wenig erbaut vom Gange der Dinge in der werdenden Bundesstadt Bern. Stil und Bilderschatz der alteidgenössischen Liederdichter feiert in seinen Knittelversen fröhliche Urstände, wenn er den Mutz die 22 Bienenstöcke leeren läßt oder wenn er sieht, wie der Bär ab der Kette kommt und seinen Führer tanzen macht. Literatur, nein, nichts weniger

als das. Aber vergnügliche Verse und Sprüche, hausbacken eben und derb, doch das gesunde Leben eines engen bürgerlichen Kreises, dessen gereimte Erzeugnisse, wenn sie aus dem sechzehnten Jahrhundert stammen, die Ehre haben, für deutsche Literatur genommen zu werden. Karl Rudolf Hagenbach, 1801—1874, an der Berliner Hochschule von Schleiermacher und Neander einem Christentum zugeführt, das lebte, das den Glauben an den Gottmenschen und Erlöser mit der Strenge des Wissens verschwisterte, dann an der vaterstädtischen Hochschule Lehrer und Wortführer einer vermittelnden Theologie, hat noch die beiden, Goethe und Hebel, von Angesicht zu Angesicht gesehen. Abraham Fröhlich voran, erweckte Hagenbach in der geläufigen Form der Zeit, „episch-lyrisch", in Einzelliedern sich ergehend, das Jahrhundert der Kirchenbewegung: „Luther und seine Zeit" 1839. Er bereicherte die evangelischen Gesangbücher mit schlichten warmherzigen Liedern. Seinen Kindern reimte er baseldeutsche Verslein, seinen Freunden stellte er volksmäßige Rätsel und aus der Fülle seiner Gelegenheitsdichtung sind die Gedichte in der alten reinen Basler Mundart das Beste. Erinnert man sich noch der dreizehn mundartlichen „Kinderlieder", die der Pfarrer Abel Burckhardt 1845 drucken ließ, Gedichte der hohen Kirchenfeste, die das Kind in das Leben Jesu einführen wollten, so ist mit den Gegenpolen Hindermann und Hagenbach die Kleinwelt dieser Basler Weise umschrieben, eine enge Welt, die sich selbst genügte, die, ohne Ehrgeiz nach einem weiteren Hörbereich, die rhythmische Stille ihres Daseins belauschte.

Diese Welt erhöhte sich aber durch jenen Fremden, der unter seinesgleichen das Beste und Schönste für die deutsche Bildung getan hat, der sich wie wenige vielleicht nicht in die Schweiz, aber in Basel eingelebt hat. Durch Vermittlung von Basler Schulfreunden wurde 1833 der Berliner Wilhelm Wackernagel für deutsche Sprache und Literatur an die Hochschule berufen. Zwischen seiner Antrittsrede „Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur" 1833 und seinem nachgelassenen Werke „Johann Fischart von Straßburg und Basels Anteil an ihm" 1870 wurde ein unvergeßliches deutsches Gelehrtenleben in Werken groß: in einer Literaturgeschichte, die seit 1848 erschien, ohne zur Vollendung zu gedeihen; in einem altdeutschen Lesebuch, daran er seinen ganzen Menschen setzte und das den Inbegriff des gesamten deutschen Schrifttums in vier überreichen Bänden auch bescheidenen Mitteln als Eigentum stiftete. Und dennoch wog das alles leicht gegenüber dem akademischen Lehrer. Wackernagel hat, ein frommer Diener am deutschen Worte, von Basel aus Geist und Segen des gemeindeutschen Schrifttums an die Schweizer Jugend verspendet, indem er in seinen Vorlesungen das Gesamtgebiet seiner Wissenschaft betreute, indem er die Schriftauslegung in den Mittelpunkt des Unterrichtes stellte, indem er nach Uhlands Weise Übungen in Stil und freier Rede hielt und die ersten dichterischen Flüge seiner Schüler leitete.

Und das war es. Der Dichter des „Weinbüchlein" 1845, der Meister so manchen Liedes, das vertont wurde, gab dem Basler Literaturidyll den Schwung

des öffentlichen Handelns. Er übernahm 1837 mit Hagenbach die Leitung der „Alpenrosen". Er schlug die Brücke zu den „Elsässischen Neujahrsblättern" von August Stöber. Von ihm ging durch seine Schüler Theodor Meyer-Merian, Friedrich Oser, Heinrich Leuthold, Josef Viktor Widmann ein kräftiger Strom frischen Lebens in das neue Schrifttum der Schweiz ein. Und er gab einem ganzen Kreise von Lehrern der Hochschule und des Gymnasiums, versbeflissenen Leuten, mit seiner Teilnahme, Sachkenntnis und lauteren Wahrhaftigkeit einen gesellig-geistigen Mittelpunkt bei den „Drei Königin" im Basler Fischerdorf Kleinhüningen.

Und in der Tat, dies alte weltverbundene Basel hatte sich nur idyllisch mundartlich verpuppt, um sich zu seinem wesenhaften Dasein in neuer Verwandlung vorzubereiten. In Wackernagels Freundesrunde entstanden Gedichte, mundartliche, in romantischer Allbeseelung seltsam verzückte, in Eichendorffs Art wundersam verträumte; es entstanden hochdeutsche, aus einer Rheinstimmung lebend, wie sie nur weiter stromabwärts gefügig war; Gedichte nach tiefer Einsamkeit und neuem Kampf verlangend; Gedichte, deren eines Hardenbergs Hymnen verschwistert schien:

„O du mein Schutz, wenn Zagen den Geist umschwebt,
Gestirnte Nacht auf Schwüle des Tages mir,
Verlaß mich nicht, du Hauch des Lebens,
Bis das befangene Dasein auslischt."

Der diese Gedichte als „Ferien" 1849 und „E Hämpfeli Lieder" 1854 sammelte und der beide Bändchen später aus falscher Scham aufkaufte, war Jakob Burck-

hardt. Noch arbeitete er zu Berlin unter Rankes Obhut, ließ er sich bei Bettina von Goethe erzählen und genoß an Kugler schöngeistige Gastlichkeit; noch trug er zu Bonn das altdeutsche Barett und sprach er mit betontem Nachdruck hochdeutsch; noch saß er zu Paris im Louvre und zog er in der königlichen Bücherei Gesandtschaftsberichte aus für die Schweizergeschichte. Aber in seinem dreißigsten Lebensjahr, 1848, bog er zu seinem großen Ziele ab. In Jakob Burckhardt offenbarte sich abermals jenes Basel, das seit der Kirchenversammlung seiner selbst bewußt worden war: die Erbin der Alten und Vermittlerin zwischen Wälschland und Deutschland, das große Basel der Renaissance. Die Stadt hatte Peter Hebel eine gastliche Wiege gerüstet, sie hatte Jakob Burckhardt erzeugt und war sich dennoch treu geblieben.

3. Zürich.

Johann Jakob Bodmer hatte, von den Straßburger gelehrten Kennern der höfischen Literatur gefördert, und an die Vorarbeit der Ostschweizer, wie Schobinger und Goldast, anknüpfend, mit seinen „Proben der alten schwäbischen Poesie", 1748, und „Sammlung von Minnesängern", 1758, jene höfischen Liedersammlungen wieder erweckt, die vierhundert Jahre zuvor in dem Raume zwischen Zürich und Konstanz entstanden waren. Indem er als Spracherzieher, Literaturbildner und Kulturerneuerer an das höfische Schrifttum herantrat, indem er den zeitgeschichtlich bedingten Vollwert der mittelhochdeutschen Dichtersprache erkannte, indem er den Urgehalt der Leidenschaft in jenen Versen entdeckte, und durch Rückkehr zur edelsten deutschen Sprachkunst und Weltbildung der neuen Dichtersprache ein frisches Wildbad rüstete, wurde er Vorläufer des mittelhochdeutschen Wörterbuches, Mitschöpfer der neuen Wissenschaft, Bahnbrecher Herders und Goethes, der Erwecker Jakob Grimms. Die Sprachgelehrten und Literaturforscher, die von Deutschland nach Aarau, Basel, Zürich kamen, kehrten also in das Quellgebiet ihrer Wissenschaft zurück. Von Bodmer aber gehn mittelbar die zwei gleichgerichteten Strömungen aus, die das

neuaufwachsende Schrifttum der Schweiz berieseln: die geschichtliche und die lebende alamannische Mundart

Dieser Sprachvorgang fand zu Zürich nach jeder der beiden Richtungen seinen Pfleger in Martin Usteri, 1763—1827, der als zwanzigjähriger Jüngling noch zu Bodmers altenglischen Balladen die Bilder gezeichnet hatte. An der Kupferstichsammlung seines Vaters und durch Salomon Geßner war Usteri zum Zeichner gebildet. Von den Balladen und Ritterbüchern seiner Knabenzeit arbeitete er sich zu einer umfassenden Kenntnis der mittelalterlichen Literatur durch. Im innersten Kern seiner Anlage war er ein Bildner, dem alles aus der flachen Ebene sich entgegenhob und plastisch rundete, gleichviel ob die Natur, der Mensch, Geschichte, gleichviel ob er diese Dinge zeichnete oder mit Worten bewältigte. Und der Bildner war es, der im belebten Mittelpunkte des Züricher Künstlervereines stand, der 1806 die Schweizerische Künstlergesellschaft gründete. Seine Lieder waren nach Form und Gehalt Ausklänge derer um Hölty und Claudius. Usteri muß von der Seite seiner Sprachkunst genommen werden. Im Tonfall des 15. Jahrhunderts hielt er die Erzählungen „Der Erggel im Steinhus", eine Frauenchronik der Familie Meis, im Alamannisch des 16. Jahrhunderts lieh er der Witwe von Kappel Worte: „Der armen frow Zvinglin Klag". Gleichermaßen meisterte er als einer der ersten die Mundart zu größeren Dichtungen. Freilich ist der Bildner und nicht der Dichter ursprünglich an die Züricher mundartlichen Idyllen in Hexametern „De Herr Heiri" und „De Vikari" heran-

gegangen. Da er Lebensbildchen im Geschmack Hogarths und Chodowieckis liebte, wie er ganze launige Romane in Bildern zusammenstellte, so entwarf oder plante er eine Bilderreihe, für die jene Idyllen den Wortlaut abgeben sollten. Von Usteris ganzem Schaffen gilt, was von seinem fast Gemeingut gewordenem Liede „Freut euch des Lebens" gesagt wurde: „Martin Usteris Lebensfreude hat die holde Genügsamkeit einer uns abhanden gekommenen bedächtigen Kunst 'der Nachfreude' ... Er hat die vorige Zeit."

Die Einheit von bildnerischem und dichterischem Schaffen war zu Zürich bereits Überlieferung. Und diese Einheit kam zur Rechten wie zur Linken von Usteri zum Ausdruck, bei dem Winterthurer Ulrich Hegner, 1759—1840, nur leidend als Kunstverständnis und Kunstgeschichte, bei dem Züricher David Heß, 1770—1843, mit der vollen Kraft der Doppelbegabung. Ulrich Hegner war in Straßburg ärztlich gebildet, entdeckte, so vielen gleich, in Dresden seinen Kunstsinn, kam in richterlicher Stellung empor und zog sich von Zürich wieder in seine Vaterstadt zurück. Mit dem zeitgemäßen Titel: „Auch ich war in Paris" versah er 1801 den Bericht über seine französische Reise. Und als sich die Flut verlaufen hatte, 1814, wagte er sich mit einer Erzählung hervor, „Salys Revolutionstage". Sie war ihm, ein Zeitbild, schon 1798 vom Unmut abgepreßt worden. Hegners Buch, „Das Leben Hans Holbeins des Jüngern", 1828, war das Ergebnis zwanzigjähriger kunstgeschichtlicher Arbeit. Bekannt gemacht hat ihn der Roman „Die Molkenkur", 1812, eine wohl an-

gebrachte Abrechnung mit jener falschen Empfindsamkeit, die von den Bereisern der neuentdeckten Schweizer Berge durchs Land geschleppt wurde. „Alles beschrieben, betastet, entweiht! Man will nicht mehr das Land sondern nur seine künstlischen Empfindungen über das Land bekanntmachen". Man hält nicht sonderlich viel von Hegner. Indessen wer in der Schweiz hat jene Jahrzehnte hindurch, bis der „Grüne Heinrich" kam, eine so kristallklare, vornehm-besonnene, an Goethe würdig geschulte Prosa geschrieben wie eben Hegner? Denn die Prosa von Albert Bitzius ist eine andere Sache. Und sei es auch nur, daß Hegner eine Pause ausgefüllt hat, er füllte sie rühmlich aus und könnte seine Ansprüche stellen. Das Gegenstück zu Hegner auf der andern Seite Usteris war David Heß. Zurückgezogen wie Hegner lebte er, aus einem holländischen Schweizerregiment entlassen und von Pariser Kunstforschungen wieder daheim, in seiner Vaterstadt im Umgang mit Usteri und Hegner. Er vertonte eigene und fremde Lieder, wandte sich — „Kunstgespräch in der Alpenhütte" 1822 — gegen die gemachte Alpenmalerei wie Hegner gegen die Alpenschilderung, schrieb „Kleine Gemälde" und Novellen, zeichnete mit feiner Beobachtung wie geistreicher Erfindung, und erfreute nach 1830 seine eingeweihten Freunde mit zeitsatirischen Blättern. Das alles aber ist es nicht. David Heß war unerreichter Meister der geschichtlichen Nachschöpfung, sei es des räumlich gebundenen Kulturbildes, wie „Die Badenfahrt", 1818, eine Schilderung des Aargauer Bades um 1800, sei es der menschlichen Gestalt, wie „Salomon Landolt", 1820, „Johann

Kaspar Schweizer", 1822, „Martin Usteri", 1830, womit er fast eine neue Gattung schuf. Heißt das ein kleiner Liebhaber sein, obschon es weder Novellen noch Gedichte sind?

Dieses Zürich der Doppelbegabung, der geschichtlich künstlerischen Nachgestaltung dessen, was einmal war, dies Zürich der literarischen Bildniskunst, dieser Auflösung von Vergangenem wie Gegenwärtigem, von Natur und Fremdleben ins Persönlichste, dies Zürich mit seiner Mischung von Laune und Bosheit, von Idyllischem und fühlbar Tragischem: es war der Vorhof der Erscheinung für den Dichter der Seldwyler und der Züricher Novellen.

Um diese Binnenwelt des Züricher Lebens schoben sich die Schollen aus den Neubildungen der Zeit zusammen. Da war aus dem spätromantischen Kunstvermögen das große Epos romantischen Stiles. Der Pfarrer Salomon Tobler, 1794–1875, aus Zürich schuf in zehnjähriger Ausdauer, an Homer, an den römischen und italienischen Epikern geschult, „Die Enkel Winkelrieds", 1836, zehn Gesänge in schönen Stanzen mit etwas freierer Reimbindung; der Kampf Nidwaldens 1798 gegen die Heere der Republik. Der „Mordbrand in Nidwaldens stillen Au'n" verschwimmt in das Vorgesicht des großen deutschen Freiheitskrieges, mit dem Tobler sein Gedicht schloß. Ohne daß Tobler das abgegriffene epische Handwerkszeug gerührt hätte, baute er aus der Natur der Waldstätte, aus Geschichte und Volkssitte, aus den blutigen Ereignissen von 1798 mit fast naturalistischer Kunstweise eine abgeschlossene epische Welt in all ihren Beziehungen auf. Meer

und Südland hatte der Dichter nie gesehen, dennoch wagte er sich 1846, nachdem er andere Pläne, wie einen Zwingli, einen Gustav Adolf, einen Niklaus von Flüe aufgegeben hatte, an sein zweites Epos „Columbus". Hatten „die Enkel Winkelrieds" in den Jahren der französischen Kriegsdrohung laute Begeisterung geweckt, so ging die Zeit des Sonderbundes aufgescheucht über diesen „Columbus" hinweg. Da war das mundartliche Volksbild des Webers und Arbeitslehrers Jakob Stutz, 1801–1877 aus Isikon, der, angeregt von Hebels Gedichten, 1830 bis 1853, „Gemälde aus dem Volksleben ... in gereimten Gesprächen" schrieb, und zu Ernetschwil bei Utznach es mit einem Volkstheater versuchte. Sein dramatisches Zeitbild „Der Brand von Uster", 1836, von naturalistischer Schärfe, doch ohne Einsicht in das Wesen der Bühne gearbeitet, liegt seltsam verspätet zugleich und seltsam verfrüht zwischen dem sozialen Drama des frühen 16. und des späten 19. Jahrhunderts, ein Vorwurf etwa wie Gerhart Hauptmanns „Weber". Und da war der politische Zeitroman des Johannes Staub, 1813—1880, aus Zürich, der später mit seinen Kinderliedern, den „Staubebüechli", unter großem Erfolg Begründer der Schweizer Jugenddichtung wurde. Dieser Landlehrer handelte in Büchern, die er für Romane ausgab, nacheinander die Zustände von 1804, die Bewegung von 1830, den Zürichputsch, die Freischarenzüge ab. Und abermals rückte damit die Entwicklung bis hart an den Meister des „Martin Salander" heran.

Am schwächsten und von geringster Eigenart waren die Ansätze zu einer neuen lyrischen Kunst. Zürich hatte

seit dem frühen 14. Jahrhundert keinerlei tragfähige lyrische Überlieferung. Auf Fouqué und auf Usteri zurück ging das Verfahren Johann Jakob Reithards, 1805–1857, epische Vorwürfe der Heimat in lyrischem Tonfall abzuhandeln und die Gattung handwerksmäßig zu erzeugen: „Geschichten und Sagen aus der Schweiz", 1853. Dennoch hat nicht mangelnde Anlage, sondern die Unrast der Zeit und des Berufes Reithard gehemmt. Denn als Zeitungsmann, und durch den Gang der Dinge von links nach rechts bekehrt, vermochte er sich jene Ruhepausen nicht zu sichern, ohne die sich das Erlebnis nie zur Form verklären kann. Konrad Meyer, 1824—1903, der Dichter eines „romantischen" Heldenliedes, „Die Jungfrau von Orleans", 1854, begann mit Liedern in einer verblaßten und stilisierten schweizerischen Mundart und verspann sich in eine wortreiche, wenn auch gemütvolle, fromme Lyrik, die mehr in einem empfindsamen Naturdienst aufging als im christlichen Gottesbewußtsein. Doch der Dritte, Leonhard Widmer, 1808—1868, musikalisch veranlagt und gebildet und politisch links gerichtet, traf wenigstens mit einem Liede den Ton der Zeit und löste den mitschwingenden Widerhall aus. Sein Schweizerpsalm „Trittst im Morgenrot daher" lieh alteidgenössisch groß und schlicht jener beruhigten und dankbaren Stimmung Worte, die Landschaft, Volk und Geschichte wie eine Offenbarung des waltenden Gottes erlebte. Und alle drei stammten nicht aus der Stadt, sondern von der Landschaft, wie der erste Meister lyrischer Kunst, der ihnen auf dem Fuße folgte.

Der Hesse Ludwig Snell hatte im Herbst 1830 entscheidenden Einfluß auf Gang nnd Richtung der Züricher Volkserhebung gewonnen. Der Wille dieses neuen Volksstaates schuf durch Gesetz vom Herbst 1832 die Züricher Hochschule. Sie wurde wie die Berner ein Lebensorgan gemeindeutscher Bildung und Wissenschaft. Indessen, erst nach 1848, als der Zusammenbruch des Frankfurter Verfassungswerkes die geistigen Führer der Linken in die Schweiz drängte, konnte sich die Hochschule mit klangvollen deutschen Namen schmücken und auf die Literatur wirken. Vorerst vertrat in diesem Bereiche der Lausitzer Ludwig Ettmüller, 1802—1877, das deutsche Schrifttum mit bescheidenen Gebärden, als Lehrer wenig wirksam' als Übersetzer altgermanischer Werke und als epischer Dichter romantischen Gepräges. Die Stimmführer und Sendboten des zeitbewegten deutschen Schrifttums standen zu Zürich, im Gegensatz zu Aarau, nicht in Amt und Würden. Sie blieben Gäste, aber sie machten Zürich zum Zeughaus des deutschen Umsturzes. Von Aarau aus wirkten die Deutschen auf die Schweiz. Die nach Zürich kamen, wollten von diesem festen Punkte die deutschen Zustände aus den Angeln heben. Da waren der Hesse August Adolf Follen und der Thüringer Julius Fröbel. Sie gründeten 1840 das „Literarische Comptoir Zürich und Winterthur" für die in Deutschland unmöglichen Druckwerke. Dem Württemberger Heer entlaufen, kam Georg Herwegh, gab 1841 seine „Gedichte eines Lebendigen" in Verlag, und 1843 die berüchtigten „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz". Zu ihnen fügte sich, mit Follen und Herwegh

6*

rasch überworfen, der ehrgeizige Hegeling Arnold Ruge, weiland Herausgeber der radikalen „Hallischen Jahrbücher". Es kam der ewige Jungbursche Heinrich Hoffmann von Fallersleben, 1844, und im folgenden Jahre Ferdinand Freiligrath, um von Zürich aus seine aufreizenden „Ça-ira"-Lieder abzuschnellen. In diesen Kreisen mauserte sich der verunglückte Maler zum Lyriker, in dem das Erlebnis eidgenössischer Zustände und die deutsche Bildung der Zeit zur Form zusammenschossen.

Aus der Landschaft, vom rheinischen Glattfelden, waren Gottfried Kellers Eltern nach Zürich gekommen. Und nicht die Stadt, der neue Volksstaat Zürich ist es, dessen Sturm und Drang im Dichter aufging und vergeistigt wurde. Schiller und Zschokke hießen die geistigen Gefährten von Kellers Vater und die neue Schweiz von 1848 war des Dichters Atemraum. Gesetzt den Fall, Gottfried Keller hätte, da er nach seiner hoffnungslosen Heimkehr aus München anhub „einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zugrunde gingen", bis zum Abschluß dieses Buches fortgeschrieben, und gesetzt den Fall, ein irgendwer hätte dies Buch gedruckt. Wer wagt zu glauben, daß im Jahrzehnt des Sonderbundes und der Freischarenzüge ein solch elegisch-lyrisches Buch „mit heiteren Episoden und einem zypressendunkeln Schlusse, wo alles begraben wurde", dem scheiternden jungen Manne eine innere zugleich und eine äußere Rettung geworden wäre. Kellers Wendung zum Glück fällt in die gleiche Stunde, da er das Buch des „Literarischen Comptoir Zürich" auf-

schlug, die Gedichte Herweghs, da er die ersten Seiten seines elegisch-lyrischen Romans beiseite warf und alle Hände voll zu tun hatte, um die plötzlich unter Herweghs Druck ausbrechende Flut von Versen zu fassen. Von innen gesehen vollzog sich in Keller eine ungeheure Befreiung aus seinem dumpfen, brütenden Zustande. Der neue Tyrtaios von Wahlschlachten, Freischarenzügen und Jesuitenliedern war zum Handeln fortgerissen worden und seinem qualvollen Traumwesen entrückt. Und von außen gesehen: Keller hatte erreicht, wozu ihm sein grämlicher Malerroman, in dumpfer Unreife unternommen, nie gefördert hätte. Man horchte auf seine groben Lieder auf, Freunde fanden sich und helfende Hände, da er zu einer Partei gehörte, die im Siege war. Gottfried Keller ist von den Deutschen Zürichs erweckt, entdeckt und in die Öffentlichkeit geführt worden, was nicht mehr bedeuten soll, als daß hier einer, der in falscher Richtung zu laufen suchte, auf den rechten Weg gedreht wurde. Julius Fröbel wies den Ratsuchenden an Follen, nachdem Freiligrath und Fallersleben sich des Namenlosen angenommen hatten, Follen trieb mit Rat und Tat zur Umarbeitung der kleinen Sammlung, und 1845 und 1846 brachte das „Deutsche Taschenbuch" des „Literarischen Comptoir" die erste Auswahl Gottfried Kellers: „Lieder eines Autodidakten". Und Follen half abermals sichten, suchte einen Verleger und 1846 kam bei Anton Winter in Heidelberg ein geschlossener Band „Gedichte" von Gottfried Keller heraus. „Er enthielt nichts, als etwas Naturstimmung, etwas Freiheits- und etwas Liebeslyrik, entsprechend dem beschränkten Bildungsfelde, auf dem er gewachsen."

Und nichts mehr von „einem zypressendunkeln Schlusse". Der junge radikale Lyriker lebte, zog mit den Freischaren, speicherte, was er sah, für kommende Dichtungen auf, für „Frau Regel Amrain" und „Das Fähnlein der sieben Aufrechten". Der starke Auftrieb, der den neuen Bundesstaat der Schweiz emporhob, hob ihn mit. Das tätigste und ereignisreichste Leben selbst begann ihm Vorwurf zu künftigen schöpferischen Taten zu werden. Allein es bedurfte noch der Bildung. Drohte er früher zu verdumpfen, jetzt schien er zu verwildern. Und abermals griffen deutsche Freunde ein, die ihn im Hause Follens kennen gelernt hatten, Lehrer der Zürcher Hochschule. Sie gewannen ihm einige Staatsräte, und im Herbst 1848 konnte er mit einem staatlichen Reisesold nach Heidelberg aufbrechen. Nur Hoffnungen konnten sich an das Versbuch knüpfen, an das einzige literarische Erträgnis seiner sechs Heimatjahre.

Die alte Schweiz von 1815 war staatlich durch die junge Schweiz von 1848 überwunden worden. Im Aufbau des neuen Schrifttums setzten sich von rechts und links her all die Strömungen ab, wie sie im Rhythmus des Geschehens übereinanderschlugen. Die konservative Weltanschauung hatte Albert Bitzius und sein Werk erzeugt, im Wesentlichen aus der geschlossenen Fülle der unberührten Schweizer Art. Gottfried Keller war erst im Werden, und er wurde es aus dem gemeinsamen fortschrittlichen Lebensbereiche diesseits wie jenseits des Rheines. Beide verkörpern, soweit Zeitliches in ihnen ist, nicht bloß verschiedene Bildungsräume sondern auch Bildungsepochen des neuen Schweizer Volkes.

IV. Überschau.

Das geistige und staatliche Gebilde, wie es 1848, als die Gerüste fielen, in Erscheinung trat, war in seinem wesentlichen Gefüge von den eidgenössischen Vordenkern des achtzehnten Jahrhunderts entworfen worden. Bei allen Zwischenfällen der Baugeschichte, bei allen Änderungen der Pläne hatte sich dennoch die Seelenlage, aus der heraus das Werk unternommen wurde, stetig und eigengemäß entwickelt. Die Bauleute und Baupläne wechselten, aber der Bauherr blieb sich immer im Bilde. Doch in den ungezählten Handreichungen, aus denen das Werk entstand, läßt sich erkennen, wieviel Eigenes und Fremdes hier verbaut wurde.

Wunderbar tief gingen, ein ganz erstaunliches Geschehnis, die religiösen Zuflüsse aus zweierlei Quellen. Das harte Bündnervolk, wie wenig sonst auf Abenteuer der Seele gerichtet, gab sich, wenn auch zumeist in einer Auslese von seinesgleichen, der umbildenden Gewalt der deutschen Brüderkirche hin, die Luzerner traten in die große Gemeinde des Seelenführers Sailer. In der Neuschöpfung der eidgenössischen Lyrik durch Salis-Seewis und in einem neuen Verhältnis der Luzerner zur Bibel nahm dieser deutsche Zuwachs Ge-

stalt an. Der Dauerdruck von Bayern und Österreich hielt zunächst auf dem Weg über Jesuiten und Benediktiner an. Noch immer wird ein Mann wie Müller von Friedberg zu Salzburg gebildet und der Wiener Kreis, wo sich um die ehemaligen Jesuiten die Umstellung des Barock auf das neue deutsche Schrifttum vollzog, blieb tonangebend für den Bereich der Schweizer Jesuiten, wo sich derselbe dichterische Vorgang abspielte. Und je stärker die Rolle Österreichs als eines Vorkämpfers gegen das Frankreich von 1789, als Macht der europäischen Restauration 1814 und 1848 hervortrat, desto höher wuchs seine Anziehungskraft auf die Wortführer des Beharrens und der Dauer des Gewordenen in der Eidgenossenschaft. Die geistige Vermittlung zum deutschen Wesen war Österreich freilich entglitten. Die jungen Schweizer machten keinen Umweg mehr über Wien, sie gingen geradenwegs ins Reich. Es war die neue deutsche Bildung, die es aufzunehmen und zu verarbeiten galt. Und die Eidgenossenschaft verfuhr mit eigenartiger Auslese. Die landläufige Aufklärung fand allein in Zschokke einen Leiter und sie versiegte rasch. So gut wie spurlos ging Kant vorüber. Mit welchem seiner Organe hätte auch das südrheinische Volk sich Kant zu eigen machen sollen. Es war Herder, der da und dort in selbstbesinnlichen Köpfen zündete, wenngleich es Herders Schicksal auch in der Eidgenossenschaft war, ungenannt und namenlos durch mancherlei Zwischenglieder in das lebendige Bewußtsein einzugehen. Man kennt die rätselhafte Tatsache, ohne ihr einen leichten Schlüssel finden zu können, daß Jahrhunderte hindurch Schwaben

gerade von allen Südwestdeutschen sich geistig aufs engste mit norddeutscher Bildung zusammenlebten. Und so die Schweiz. Göttingen war seit der Gründung seiner hohen Schule die Pflanzstätte junger Eidgenossen. In Göttingen holten sie sich, Krauer, Scheitlin, Rengger und wie manch anderer noch, ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Göttingen erzog seit Johannes Müller die jungen Schweizer zu Geschichtskunde und Sprachwissenschaft. In Göttingen gab sich Bitzius den letzten Schliff. Erst der Aufstieg Preußens zog die jungen Leute wie Burckhardt und Keller nach Berlin, selten fand sich einer wie Rauchenstein und Augustin Keller in Breslau ein, die Kunststadt Dresden erweckte Hegner.

Den stärksten Einfluß übten die südwestdeutschen Mittelpunkte. Freiburg im Breisgau, wo man Bernold, Kopp, Krauer, Henne begegnet, war die geschichtliche Hochschule der Schweizer Katholiken, seit dem sechzehnten Jahrhundert, die einzige Habsburgische Hochschule im Reich. Sie vermittelte, obwohl mit strenger Methode am geringsten bedachte, der Binnenschweiz folgenreiche geschichtliche Anregungen. Heidelberg strömte auf junge Leute wie Krutter, Hartmann, Planta, Henne, Tanner den Zauber der Jugend, den dichterischen Nachgenuß aus jenen Jahren aus, da Görres, Brentano, Arnim, die Brüder Eichendorff den Geist der deutschen Vergangenheit, die Anmut sorglosen Daseins, den Ernst des großen deutschen Werkes, das zu tun war, in der „Zeitung für Einsiedler" zum Wirken brachten. In grellem Abstich zu diesem Wesen fand Gottfried Keller zu Heidelberg seinen Baum der Erkenntnis. Das München seit den zwanziger Jahren, wo Krutter und

Hartmann sich die Lunge füllten mit schöpferischer Unternehmungslust, wo Disteli, Johann Georg Müller, Gottfried Keller erfolgreich oder glücklos um die Kunst rangen, dies München war ein anderes als das vordem über Jesuitenschulen in die Schweiz wirkende. Es war die Stadt einer gemeindeutschen Bildung und Kunst.

Vergeblich sucht man nach einer Begegnung zwischen dem deutschen Klassizismus und der eidgenössischen Jugend. Nicht einmal umworben wurde Goethe mit suchender Seele und Karl Ruckstuhl, der Luzerner von Sankt Urban, dessen kleiner Gelegenheitsarbeit Goethe Teilnahme schenkte, wirkte in Koblenz und bezeugt fast sinnbildhaft die Leere zwischen Goethe und der jungen Schweiz. Doch Schillers Beredsamkeit hatte unter dem aufwachsenden Geschlecht ihre Schüler. Und nur über die Naturphilosophie bei Rudolf Meyer und Peter Scheitlin sind fühlbar romantische Züge in die neue Schweizer Bildung eingegangen.

Denn so war es auch diesmal. Die Eidgenossenschaft übernahm nicht äußerlich aus dem gemeindeutschen Kulturbereich ausgeformte und fertige geistige Organismen. Sie gab sich durch Aufnahme der deutschen Bildung, durch Nacherlebnis der großen deutschen Literatur, durch Besuch der führenden deutschen Städte eine neue seelische Bereitschaft; die Jugend, die zu schaffen berufen war, erhöhte sich an deutschen Vorbildern das Gefühl für Form und Verantwortlichkeit, steigerte sich in den Künstlergemeinschaften jenseits des Rheines zum Schwung, zum Wagemut, zur Sicherheit des eigenen Werkes, erweckte in sich den Ehrgeiz zum

Wettbewerb. Die ganze Seelenlage der Genießenden und der Schaffenden wurde durch die deutschen Lehrer an den höheren und mittleren Schulen der Schweiz für das neue eidgenössische Schrifttum gebildet. Reichere Mittel, nicht die Sache selber ergaben sich aus der gesteigerten Teilnahme an der gemeindeutschen Bildung. Das Schrifttum selber, Gehalt und Fülle, wuchs organisch aus den Bedingnissen des Landes heraus. Es ist die Literatur eines Volkes, das durch alle Zerstörungen und Widerstände seines Zeitalters den Rückweg zu sich selber fortsetzt: Vergangenheit und lebendige Gegenwart des eidgenössischen Volkes, künstlerisch geformt durch einen mächtigen Sprachvorgang, der die gesprochene Mundart schrifttümlich adelte und die Sprache der Vergangenheit wieder neuschöpferisch erweckte. Es war eine Literatur, in der noch immer Bodmer fortlebte, sofern er die altalamannische Dichtung seiner Gegenwart und der Zukunft erschlossen hatte; in der Haller fortwirkte, soweit er Land und Volk zum künstlerischen Vorwurf erhoben hatte; eine Literatur von Johannes Müller und Peter Hebel her, wenngleich ihre ersten Ansätze älter waren als beider Werk. Es war ein alamannisches Schrifttum, vorbildlich beeifert von dem deutschgerichteten Schrifttum Schwabens, zuvörderst Uhlands und gespeist aus den zeitgenössischen Erlebnissen des alamannischen und fränkischen Rheintales. Und wenn in dieser eidgenössischen Literatur allerorten der Gewinn aus dem Werk der Brüder Grimm und der jungen deutschen Philologie sichtbar wird, so war das ein Gewinn, der schließlich doch auf Bodmer zurückführte.

In ungelöster Spannung standen Literatur und Staat einander im Werk von 1848 gegenüber: Eine Literatur der Rechten und ein Staat der Linken; und was ein noch schärferes Paradoxon war, eine große Berner und eine kleine Zürcher Literatur. So bildet denn erst das volle Jahrhundert von 1800—1900 ein Ganzes, bis die großen geistigen Gegenspieler von Bitzius ihre Stellungen bezogen haben, bis die Linke, die den Staat umformte, ihn auch mit künstlerischen Schöpfungen bewohnbar machte.

Bücher.

Nicht verzeichnet werden die Übersichtswerke, aus denen nichts in meine Darstellung eingegangen ist. Lediglich der Texte wegen nenne ich: Weber R., Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz. Glarus 1866 f. — Auf die Darstellungen in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" sei ein für allemal verwiesen. Für die mundartliche Literatur konnte ich eine zusammenfassende handschriftliche Arbeit Ottos von Greyerz mit wesentlicher Förderung einsehen, wofür ich ihm hier danke.

I. 1. **Solothurn u. Luzern.** Waſſmer J., Zwei um deutschen Unterricht und vaterländische Gesinnung hochverdiente Luzerner Jesuiten. Monat-Rosen. LXIII. (1919) Nr. 8 ff. Trösch E., Die helvetische Revolution im Lichte der deutsch-schweizerischen Dichtung. Untersuchungen zur neuern Sprach- und Literaturgeschichte. N. F. 10. Leipzig 1911. Kronenberg J., Der Dichter der armen Greth. Die Schweiz. XXII. (1918), Nr. 5, 9. [Ungenannt], Aus dem Luzernerbiet. Luzern 1918. Lütolf A., Josef Eutych Kopp als Professor, Dichter, Staatsmann und Histo-

riker. Luzern 1866. [Hunkeler J.], Johann Georg Krauer, der Dichter des Rütliliedes. 2. Aufl. Aarau 1896. [Bucher J.], Der Dichter des Rütliliedes als Dramatiker. Der Bund. Sonntagsblatt 1887, Nr. 20, S. 159 f. Mösch J., Die Solothurnische Volksschule vor 1830. IV. Mitteilungen d. histor. Vereins d. Kantons Solothurn, 9. Solothurn 1918. Glutz Alois, Hochdeutsche und Dialektlieder von Alois Glutz bei Sigmund Grolimund. Schriften der Schweiz. Ges. f. Volkskunde z. Basel 1910. Arx W. v., Franz Krutter, Solothurn 1908. ders., Alfred Hartmann, Solothurn 1902.

I. 2. **Graubünden.** Frey A., Johann Gaudenz von Salis-Seewis, Frauenfeld 1889. Friedmann R., Die Wandlungen in den Gedichten von J. G. von Salis-Seewis, Diss. Zürich 1917. Heer J., Ständerat Peter Konradin von Planta, Diss. Bern 1915.

II. 1. **St. Gallen.** Dierauer J., Müller-Friedberg, St. Gallen 1884. Meyer von Knonau G., P. Ildefons von Arx, St. Galler Neujahrsblätter, St. Gallen 1874. Mayer, Peter Scheitlin, ebenda 1880. Jenny G., Hektor Zollikoffer, ebenda 1917. Ref K., Ferdinand Fürchtegott Huber, ebenda 1898. Jenny G., Arnold Halder, ebenda 1912. Götzinger E., Statthalter Bernold von Walenstadt, ebenda 1890. Reinacher K., Josef Anton Henne, Diss. Bern 1916. Dierauer J., Die Toggen-

burgische moralische Gesellschaft, St. Galler Neujahrsblätter, St. Gallen 1913. Frei O., Johann Jakob Rütlinger, ebenda 1915. Förster E., Johann Georg Müller, St. Gallen 1851.

II. 2. **Aargau u. Thurgau.** Wechlin H., Der Aargau als Vermittler deutscher Literatur, Freiburger Diss. (wird in der „Argovia" erscheinen). Zschokke E., Heinrich Zschokke, ein biographischer Umriß, Aarau 1854 u. Berlin 1866. Beringer U., Geschichte des Zofingervereins, Basel 1895. Faesi R., Abraham Emanuel Fröhlich, Diss. Zürich 1907. Christinger E., Thomas Bornhauser, Frauenfeld 1875. Tièche H. E., Die politische Lyrik der deutschen Schweiz, Diss. Bern 1917. Leuzinger P., Balladen und Romanzen in der Schweiz vor Conr. Ferd. Meyer, Diss. Zürich 1919.

III. 1. **Bern.** Greyerz O. v., Der Bernische Geist in der Literatur, Vortrag 1923, Zweiundfünfzigstes Jahrbuch des Vereins Schweizerischer Gymnasiallehrer. Willy R., Karl Viktor von Bonstetten, Neujahrsblatt der lit. Ges., Bern 1898. Dübi H., Der Alpensinn in der Literatur und Kunst der Berner, Ebenda 1902. Jenny H. E., Die Alpendichtung der deutschen Schweiz, Bern 1905. Geiger P., Volksliedinteresse und Volksliedforschung in der Schweiz, Bern 1912. Greyerz O. v., Im Röseligarte, 2. Aufl., Bern 1914. Ludin A., Der schweizerische Almanach Alpenrosen und seine Vor-

gänger, Zürich 1902. Hilty J. J., Der schweizerische Almanach Alpenrosen und seine Ersatzstücke, Zürich 1914. Müller E., Die Hochschule Bern, Festschrift, Bern 1884. Manuel C., Albert Bitzius. Sein Leben und seine Schriften, Berlin 1857. Hunziker R. u. Blösch H Jeremias Gotthelfs Sämtliche Werke, Erlenbach-Zürich o. J.

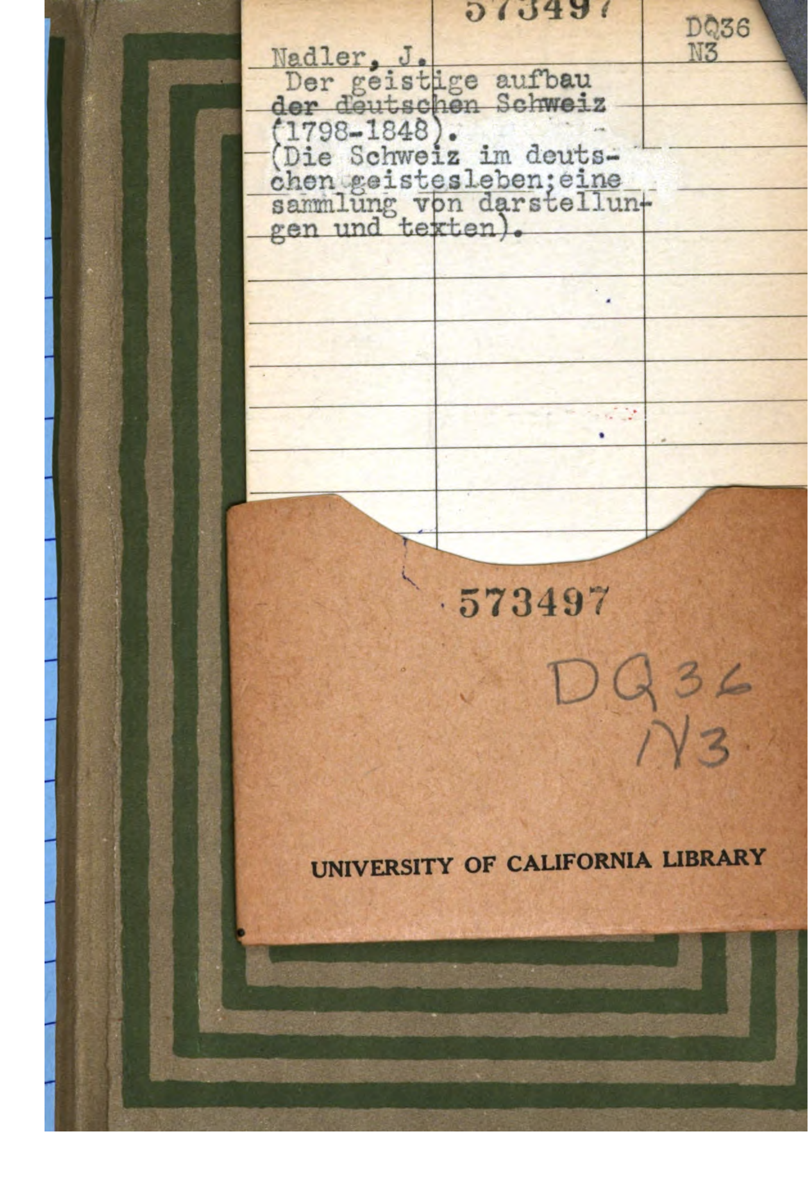
III. 2. **Basel.** Socin A., Basler Mundart und Basler Dichter, 74. Neujahrsblatt, Basel 1895. [Geering A.], Basilea poetica, Basel 1874.

III. 3. **Zürich.** Heer J. C., Die zürcherische Dialektdichtung, Zürich 1889. Burdach K., Die Entdeckung des Minnesangs und die deutsche Sprache. Sitzungsberichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften, 39, Berlin 1918. Greyerz O. v., Die neuere Sprachentwicklung in der deutschen Schweiz, Zürich 1892. Nägeli A., Johann Martin Usteri, Diss. Zürich 1907. Korrodi E., Martin Usteris „Freut euch des Lebens", Neue Zürcher Zeitung 1923, Nr. 1713, 1724, 1735, 1762. Waser H., Ulrich Hegner, Halle 1900. Eschmann E., David Heß, Aarau 1911. Moser O., „Die Enkel Winkelrieds", Diss. Männedorf 1909. Hunziker R., Johann Jakob Reithard, Neujahrsblatt der Stadtbibliothek, Zürich 1912—1914. Rudolf D., Konrad Meyer und sein Freundeskreis, Diss. Zürich 1909. Schollenberger H., Leonhard Widmer, ein schweizerischer Volksdichter,

Aarau 1907. Wyß G. v., die Hochschule Zürich in den Jahren 1833—1883, Zürich 1883. Mayne H., Gottfried Keller, Festvortrag, Bern 1919. Baechtold-Ermatiger E., G. Kellers Leben, Briefe und Tagebücher, Stuttgart und Berlin 1915/16, 3 Bde.

Namen.

7*


573497
Nadler, J.
Der geistige aufbau der deutschen Schweiz (1798-1848).
(Die Schweiz im deutschen geistesleben; eine sammlung von darstellungen und texten).
DQ36
N3
573497
DQ36
N3
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

